



dreizehn

ZEITSCHRIFT FÜR JUGENDSOZIALARBEIT

PROJEKT DES KOOPERATIONSVERBUNDES JUGENDSOZIALARBEIT

NR. 35 • MAI 2026



SUCHBEWEGUNGEN IM HIER UND JETZT

ORIENTIERUNG UND SELBSTVERORTUNG
JUNGER MENSCHEN

- Demokratie erfahren und reflektieren
- Zwischen Selbstfindung und Suchmaschine
- Unsichtbar und gefürchtet

Liebe Leserinnen und Leser,

junge Menschen wachsen heute in einer Zeit auf, die von tiefgreifenden gesellschaftlichen Veränderungen geprägt ist. Globale Krisen, digitale Transformation, wirtschaftliche Unsicherheiten und politische Konflikte beeinflussen ihre Lebensrealitäten. Viele Jugendliche und junge Erwachsene befinden sich deshalb auf der Suche nach Orientierung, Zugehörigkeit und Perspektiven für ihr eigenes Leben. Die neue Ausgabe der Dreizehn widmet sich diesen Suchbewegungen junger Menschen.

Suchbewegungen gehören zum Jugendalter: Junge Menschen setzen sich mit ihren Fähigkeiten, Wünschen und Zukunftsvorstellungen auseinander und versuchen, „aus der Vielfalt möglicher Lebensentwürfe den eigenen Lebensweg zu entwickeln“. Gleichzeitig verlaufen diese Prozesse nicht für alle unter den gleichen Voraussetzungen. Soziale Ungleichheiten, institutionelle Übergänge und gesellschaftliche Erwartungen prägen die Wege junger Menschen auf unterschiedliche Weise.

Die Beiträge in dieser Ausgabe greifen verschiedene Facetten dieser Suchbewegungen auf. Andreas Oehme zeigt in seiner Analyse, dass die Suche junger Menschen nach einem passenden Beruf häufig länger und intensiver geworden ist, und stellt die Frage, ob die bestehenden Modelle von Arbeit überhaupt noch ausreichend anschlussfähig an die Lebenslagen junger Menschen sind. Der Beitrag von Yvonne Gerigk beleuchtet die Rolle digitaler Medien bei der Orientierung Jugendlicher und zeigt, wie stark die Informationssuche heute von sozialen Netzwerken, Suchmaschinen und KI-Anwendungen geprägt ist. Wie Übergänge in Ausbildung und Arbeit gelingen können, zeigt der Beitrag „Wege aus dem Ungelerntsein“ von Clemens Wieland und Fabian Schaffer der Bertelsmann Stiftung. Das Projekt „Yes, you can!“ unterstützt junge Menschen dabei, Hindernisse zu überwinden und Schritt für Schritt eine berufliche Perspektive zu entwickeln. Auch Fragen nach Identität, Zugehörigkeit und gesellschaftlicher Teilhabe spielen eine zentrale Rolle. Im Interview berichten Fachkräfte aus der Jugendsozialarbeit, dass viele junge Menschen derzeit vor allem nach Stabilität und verlässlichen Strukturen suchen – nach Orten und Beziehungen, die Orientierung ermöglichen.

Die Beiträge dieser Ausgabe zeigen, dass Suchbewegungen kein Ausdruck von Orientierungslosigkeit sind. Sie sind vielmehr Teil eines aktiven Prozesses der Selbstverortung in einer komplexen Welt und damit ein zentrales Thema für die Jugendsozialarbeit.

Mit herzlichen Grüßen

Christine Lohn
Geschäftsführerin
Bundesarbeitsgemeinschaft Evangelische Jugendsozialarbeit



jugendsozialarbeit.de

Analyse

Demokratie erfahren und reflektieren Jugendsozialarbeit als Raum demokratischer Bildungsprozesse	Dr. Oliver Bokelmann 4
Individuelle oder soziale Suchbewegung Auf der Suche nach neuen Modellen von Arbeit	Andreas Oehme 9
Zwischen Selbstfindung und Suchmaschine Wie Jugendliche Information und Orientierung in einer digitalen Welt suchen	Yvonne Gerigk 14
Wege aus dem Ungelerntsein Situation und Perspektiven ungelerner junger Erwachsener	Fabian Schaffer, Clemens Wieland 19
Mindmittens Bewegungsorientierte Förderung von Selbstkonzept und Soft Skills beim Übergang ins Erwachsenenalter	Nadine Albrecht 23
Unsichtbar und gefürchtet Jugendliche am Stadtrand Frankfurts	David Lorenz, Marlene Blöthner, Leonora Hackstock 28 Tanja Oberfell, Christian Kolbe

Interview

Suchbewegung junger Menschen	Interview mit Maren Janetzko und Malte Hennig 32
------------------------------	--

Vor Ort

Damit der Sprung ins Arbeitsleben gelingt	Ulrike Rapp-Hirrlinger 36
„Wer du bist – und wer willst du sein?“	Robert B. Fishman 40

Praxis konkret

Fanarbeit als pädagogischer Raum jugendlicher Suchbewegungen	Nadine Albrecht 45
Nachgefragt: Klimakatastrophe und Zukunft Drei Schüler im Gespräch	Lioba Einhoff 50
Suchbewegungen neurodiverser Mädchen* und junger Frauen* Über die (Un)Erreichbarkeit einer viel besprochenen Zielgruppe	Christiane Weidner 54

Nachlese

Einsamkeit bei Jugendlichen begegnen	Xenia Romadina, Felicia Haidl 59
--------------------------------------	--

Impressum 63

DEMOKRATIE ERFAHREN UND REFLEKTIEREN

Jugendsozialarbeit als Raum demokratischer Bildungsprozesse

VON DR. OLIVER BOKELMANN

Junge Menschen erleben, dass Frieden, ökologische Stabilität und ökonomische Sicherheit nicht mehr als verlässliche Größen gelten. Demokratiebildung sollte an diesen Erfahrungen ansetzen und darf weder auf institutionalisierte Mitbestimmung noch auf Extremismusprävention reduziert werden. Dieser Beitrag beschreibt Jugendsozialarbeit als eigenständigen demokratischen Bildungsraum. Entlang der Heuristik „Ich – Wir – Welt“ werden Möglichkeiten der reflexiven Bildungsprozesse in Einzelfallarbeit, Gruppenangeboten, demokratischer Organisationsentwicklung und sozialräumlichen Kooperationen dargestellt.

Krise, Verunsicherung und Verlust: Demokratie aus der Perspektive junger Menschen

Klimawandel, Krieg in Europa, digitale Transformation und gesellschaftliche Polarisierung verändern die Bedingungen, unter denen junge Menschen aufwachsen. Vertraute Orientierungen erodieren. Einige Jugendliche erleben dies als Verlust, als Ohnmacht, als Gefühl, gesellschaftlich nicht gemeint zu sein.¹ Für die Demokratiebildung folgt daraus, stärker an subjektiven Erfahrungen anzusetzen und pädagogisch Bildungsgelegenheiten zu erkennen und zu schaffen, in denen Bedeutungsklärung und Selbstverortung stattfinden können.²

Normativ wird dieser Anspruch mit Blick auf schulische Jugendsozialarbeit durch den KMK-Beschluss von 2018 „Demokratie als Ziel, Gegenstand und Praxis“ gestützt. Dieser hebt hervor, dass Demokratiebildung gelebte Schulkultur voraussetzt.³ Die Ständige Wissenschaftliche Kommission betont ergänzend den Querschnittscharakter und die Notwendigkeit multiprofessioneller Kooperation.⁴ Jugendsozialarbeit, insbesondere in ihrer schulbezogenen Form, bringt für diese Aufgabe besondere Voraussetzungen mit: Freiwilligkeit, Beziehungsorientierung und Lebensweltnähe. Sie eröffnet Deutungsprozesse, die im Takt des Unterrichts selten möglich sind.⁵

Die sozialpädagogische Debatte hat Demokratiebildung lange primär über institutionalisierte Partizipation bestimmt; über Rechte, Gremien und gesicherte Verfahren.⁶ Diese sind unver-

zichtbar. Unvollständig bleibt die Perspektive aber dort, wo demokratische Bildung auf Verfahrensvollzug verkürzt wird und Reflexionen über Macht, Sprache und Ausschluss nachgeordnet bleiben. Vieles, was im Folgenden als Demokratiepädagogik beschrieben wird, geschieht in der Jugendsozialarbeit bereits: in Beratungssituationen, bei Gruppenangeboten oder durch Kooperationen. Es wird jedoch selten als Demokratiebildung erkannt und deshalb weder systematisch reflektiert noch konzeptionell verankert. Der Beitrag plädiert daher für eine bewusste demokratiepädagogische Perspektive. Im Folgenden werden zunächst die Begriffe Demokratiepädagogik und Demokratiebildung geklärt. Im Anschluss werden reflexive Bildungsräume entlang der Heuristik „Ich – Wir – Welt“ beschrieben und sie auf vier Handlungsebenen der Jugendsozialarbeit bezogen.

Demokratiepädagogik: Erfahrungen aufgreifen statt Verfahren vollziehen

Begriffliche Orientierung

Im Kontrast zur politischen Bildung, die primär kognitiv auf politische Urteils- und Handlungsfähigkeit zielt, wird hier der Begriff Demokratiepädagogik verwendet. Grundlage ist ein weiterer Demokratiebegriff, der Demokratie als Regierungs-, Gesellschafts- und Lebensform versteht und als Erfahrung reflektiert.⁷ Demokratiepädagogik vereint Theorie und pädagogische Praxis mit dem Ziel, demokratische Bildung als Prozess der Selbstkonstruktion von Subjekten zu begreifen. Von Demokratiepädagogik

„Jugendsozialarbeit bringt (...) besondere Stärken ein: Freiwilligkeit, Beziehungsorientierung, Niedrigschwelligkeit.“

kann demnach gesprochen werden, wenn Zielsetzungen, Konzeptionen und Handlungen betrachtet werden. Von Demokratiebildung, wenn das Aneignungsgeschehen oder -ergebnis im Vordergrund steht. Für die Kinder- und Jugendhilfe eröffnet dies einen weiten Zugriff jenseits rein verfahrensbezogener Partizipation.⁸

Gegen präventionslogische Engführungen

In Praxisdiskursen entsteht gegenwärtig zunehmend der Eindruck, Demokratiebildung werde reaktiv gerahmt: als Antwort auf Extremismus, Radikalisierung oder Polarisierung.⁹ Diese Engführung fördert einen Funktionalismus, der emanzipatorische Potenziale untergräbt. Statt Selbstverortung und Aushandlung droht Gefahrenabwehr in den Vordergrund zu rücken.

Demokratiepädagogik setzt demgegenüber an den konkreten Erfahrungen junger Menschen an: an Beteiligung und Nichtbeteiligung, Konflikten, Diversität, Gerechtigkeit oder Irritationen im Alltag.¹⁰ Demokratische Bildungspotenziale entstehen, wenn solche Erfahrungen gemeinsam gedeutet und pädagogisch begleitet oder peerbasiert aufgegriffen werden.¹¹ Jugendsozialarbeit bringt für diese Aufgabe besondere Stärken ein: Freiwilligkeit, Beziehungsorientierung, Niedrigschwelligkeit und Zeitstrukturen, die Reflexion nicht der curricularen Taktung von Schule unterordnen. Partizipation braucht Rechte und Verfahren. Demokratiebildung braucht zusätzlich Reflexionsräume. Jugendsozialarbeit kann beides verbinden, indem sie alltägliche Erfahrungen zum Gegenstand pädagogischer Deutung macht und so zur Aneignung von Demokratie beiträgt.¹²

Reflexionsräume gestalten: Die Heuristik „Ich – Wir – Welt“

Wie wird Demokratiepädagogik in der Jugendsozialarbeit konkret? Die Frage führt zum Erkennen und Gestalten reflexiver Bildungsräume. Entscheidend ist, Erfahrungen aus Beteiligung, Konflikten, Anerkennung oder Ausschluss aufzugreifen und deutbar zu machen. Die Heuristik „Ich – Wir – Welt“ kann solche Reflexionsprozesse auf drei Ebenen strukturieren.¹³

Die **Ich-Perspektive** rückt das Subjekt ins Zentrum. In Beratung und individueller Begleitung entstehen geschützte Räume, in denen junge Menschen Rechte, Gefühle und Interessen ordnen, Sprache für das Eigene finden und Strategien der Selbstbehauptung entwickeln können.

Die **Wir-Perspektive** macht Aushandlung, Fairness, Regelbildung und Machtverhältnisse zum Gegenstand. Gruppenangebote und peerbasierte Reflexion regen Nachdenken an, machen Perspektiven sichtbar und stärken aushandelnde Routinen.

Die **Welt-Perspektive** verschränkt Alltagserfahrungen mit gesellschaftlichen Kontexten: Gerechtigkeit, Teilhabe, Verantwortung. Kooperationen mit zivilgesellschaftlichen Akteur*innen (Jugendverbände, Gedenkstätten, Initiativen) verorten Jugendsozialarbeit in der kommunalen Öffentlichkeit. Junge Menschen erleben so Kontroversität und demokratische Verfahren jenseits der Schule.

Der 16. Kinder- und Jugendbericht versteht Bildung raumbezogen und betont Zugänge, Gelegenheiten, Öffentlichkeit und Grenzgänge zwischen Institution und Gemeinwesen.¹⁴ Jugendsozialarbeit wird dort als „unterschätzter Raum“ politischer Bildung beschrieben.¹⁵ Die Heuristik „Ich – Wir – Welt“ verbindet subjektive, soziale, institutionelle und gesellschaftliche Dimensionen. Demokratiebildung zeigt sich so nicht nur als Partizipation/Mitbestimmung, sondern als Aneignung demokratischer Kompetenzen durch Reflexion: im Ich, mit dem Wir, im Horizont der Welt.¹⁶

Der Beitrag der Jugendsozialarbeit zur demokratischen Schulentwicklung verbindet diese Perspektiven institutionell. Sie kann Verfahrensrechte mit Reflexion koppeln, zu Transparenz und Begründungspflicht beitragen, Beschwerdewege sowie Mitspracherechte etablieren und auf inklusionssensible Verfahren achten. Jugendsozialarbeit wirkt im System kulturgestaltend, indem sie Brücken zwischen Unterricht, Schulkultur und Sozialraum baut. Bausteine sind niedrigschwellige Beschwerdemöglichkeiten, das Einfordern öffentlicher Begründungen, Schüler*innenbudget oder Reflexionen zu Macht, Sprache und Fairness.

Der fluide Zwischenraum: Bildung zwischen den Systemen

Kooperationen zwischen Schule und externen Akteur*innen der Kinder- und Jugendhilfe erzeugen einen Raum, der weder der Systemlogik Schule (Curriculum, Taktung, Qualifikation und Selektion) noch der Lebensweltlogik der Kinder- und Jugendhilfe (Freiwilligkeit, Beziehungs- und Sozialraumorientierung) vollständig folgt. Diese Drittheit wirkt demokratiepädagogisch produktiv, weil sie Zeit für Deutung, Atmosphäre für Beziehung und Möglichkeiten für ergebnisoffene Prozesse schafft. Jugendsozialarbeit, auch in Kooperation mit externen Trägern, ist fachpolitisch als eigenständiger Bildungsraum anzuerkennen.¹⁷

Entlang von vier Handlungsebenen lässt sich dieser Zwischenraum konkretisieren: In der Einzelfallarbeit entstehen geschützte Räume für Stimme, Rechte und Selbstbehauptung. Gruppenangebote ermöglichen Aushandlung als gelebte Demokratie und stärken Selbst- und Peer-Reflexion. Demokratische Schulentwicklung koppelt Verfahrensrechte mit Reflexion; Jugendsozialarbeit wird zur Impulsgeberin für Kultur- und Strukturentwicklung. Kooperationen mit externen Trägern öffnen die Schule in zivilgesellschaftliche Öffentlichkeiten; Jugendliche erfahren Kontroversität und Mitverantwortung im Gemeinwesen.

Für die demokratische Schulentwicklung folgt daraus, dass Jugendsozialarbeit als Mitgestalterin einer begründungspflichti-

gen Entscheidungskultur fungiert. Sie bringt Freiwilligkeit, Beziehung und Ergebnisoffenheit in formale Prozesse ein und sichert geschützte Öffentlichkeiten auch innerhalb institutioneller Verfahren.¹⁸ Der Zwischenraum wird so selbst zum lernenden und sich entwickelnden System.

Gelingsbedingungen und Spannungsfelder

Demokratiebildung in der Jugendsozialarbeit entfaltet sich im Spannungsfeld unterschiedlicher Systemlogiken, unter begrenzten Ressourcen und mit der Gefahr präventionslogischer Engführungen. Rollenunklarheiten, Zeit- und Raumknappheit sowie Funktionalisierungen für disziplinarische Zwecke stellen praktische Herausforderungen dar.¹⁹ Forschung verweist auf die Bedeutung klarer Kooperationsabsprachen damit sozialpädagogische Potenziale entfaltet werden können.²⁰ Wirksame Demokratiebildung braucht verlässliche Strukturen: Ressourcen, offene Kommunikationsprozesse, gelebte Transparenz- und Begründungspflichten.²¹

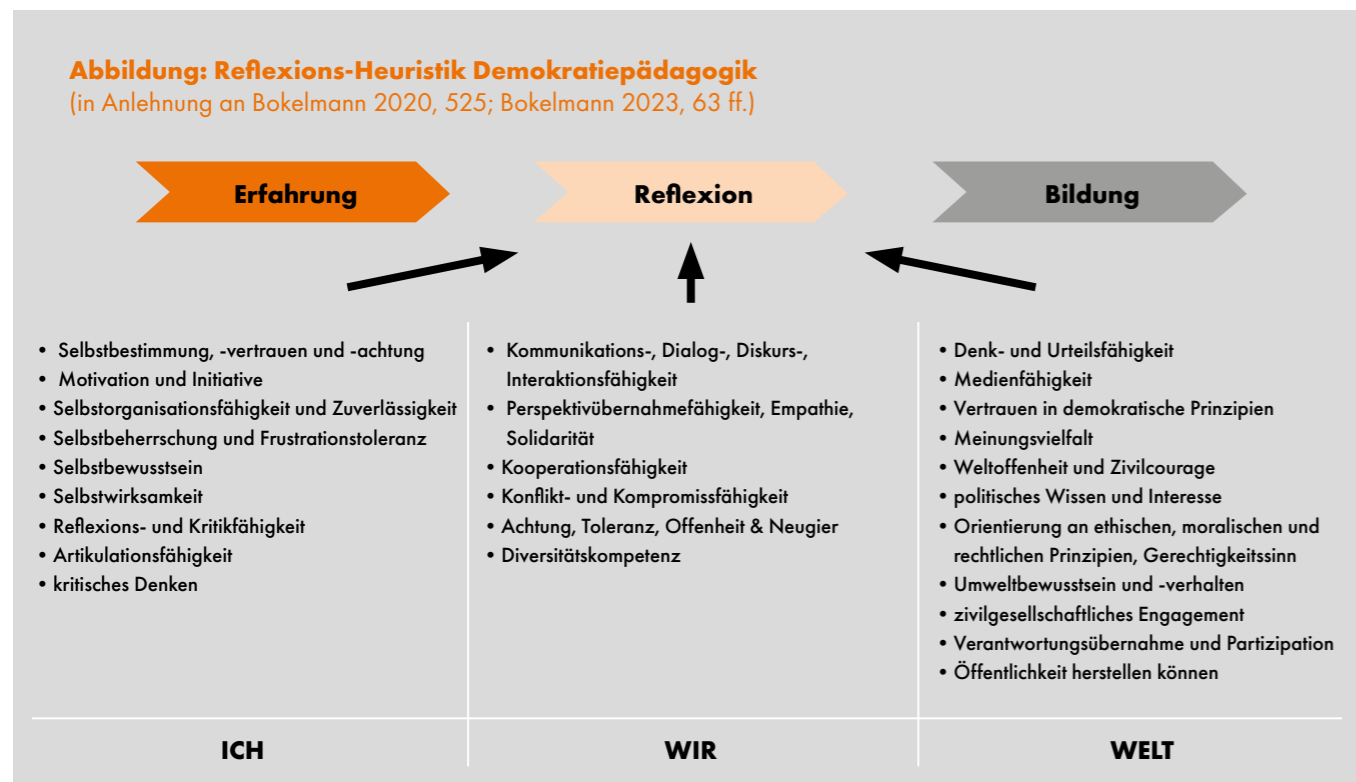
Im Verhältnis zu den jungen Menschen stellen Vertrauen, Empathie, Niedrigschwelligkeit, anwaltschaftliches Handeln und Freiwilligkeit zentrale Gelingsbedingungen dar. Qualitätsentwicklung sollte diese Prinzipien sichtbar machen, etwa durch Evaluation, Feedbackprozesse und Ziel-Transparenz.²² Inhaltliche Engführungen entstehen, wo Demokratiebildung auf Teilnahme an Gremien verkürzt wird. Deliberative (aushandelnde) Settings wirken erst demokratiebildend, wenn sie mit Reflexion verbunden werden. Rechte, Verfahren und Öffentlichkeit institutionell zu verankern, Begründungspflichten ernst zu nehmen und Beschwerdeverfahren niedrigschwellig zu gestalten: Das sind die Bausteine einer demokratischen Praxis in der Jugendsozialarbeit.²³

Sichtbarkeit entsteht, wenn Aktivitäten als Räume mit demokratiebildendem Potenzial erkannt, benannt und veröffentlicht werden. Die Heuristik „Ich – Wir – Welt“ schärft den Blick dafür. Ein ausgeprägter Sozialraum- und Netzwerkbezug stärkt die Wirkung, weil er kontroverse Öffentlichkeit eröffnet und Verantwortungslernen ermöglicht.²⁴

Ausblick: Demokratiebildung als Kernauftrag sichtbar machen

Demokratiebildung ist kein Zusatzangebot und keine Präventionsmaßnahme. Sie ist ein Kernauftrag der Jugendsozialarbeit.

Abbildung: Reflexions-Heuristik Demokratiepädagogik (in Anlehnung an Bokelmann 2020, 525; Bokelmann 2023, 63 ff.)





Rechte, Verfahren und institutionelle Strukturen verbinden sich hier mit Reflexion, Beziehung und Freiwilligkeit. Viele alltägliche Praktiken der Jugendsozialarbeit sind bereits Demokratiepädagogik; sie werden nur selten als solche reflektiert oder anerkannt. Profession und Politik stehen vor der Aufgabe, diese Praxis sichtbar zu machen, strukturell abzusichern und qualitativ weiterzuentwickeln. Erst wenn das Handeln der Jugendsozialarbeit als eigenständiger demokratischer Bildungsraum ernst genommen wird, kann sie ihr Potenzial für eine demokratische Kultur und die Demokratiebildung junger Menschen voll entfalten.

Autor:

DR. OLIVER BOKELMANN

ist wissenschaftlicher Referent am Arbeitsbereich Sozialpädagogik des Instituts für Erziehungswissenschaft der Universität Münster. Darüber hinaus leitet er seit mehr als zehn Jahren einen freien Träger der Kinder- und Jugendhilfe.

✉ oliver.bokelmann@uni-muenster.de

Anmerkungen:

- 1 Vgl. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ): 17. Kinder- und Jugendbericht. Berlin 2024, S. 164; Reckwitz, Andreas: Verlust. Ein Grundproblem der Moderne. Berlin 2024, S. 15 f.
- 2 Vgl. Bokelmann, Oliver: Demokratiepädagogik in Kooperation von Jugendhilfe und Schule. Eine explorativ-empirische Untersuchung der Aneignung demokratischer Kompetenzen. Wiesbaden 2022, S. 4.
- 3 Vgl. Kultusministerkonferenz (KMK): Demokratie als Ziel, Gegenstand und Praxis historisch-politischer Bildung und Erziehung in der Schule. Beschluss vom 06.03.2009 i. d. F. vom 11.10.2018. Bonn 2018.
- 4 Vgl. Ständige Wissenschaftliche Kommission der Kultusministerkonferenz (SWK): Stellungnahme „Demokratiebildung als Auftrag der Schule – Bedeutung des historischen und politischen Fachunterrichts sowie Aufgabe aller Fächer und der Schulentwicklung“. Berlin 2024.
- 5 Vgl. Kraimer, Klaus: Schulsozialarbeit auf dem Weg zum Regelangebot. Konzepte, Handlungsstrategien, Qualitätsentwicklung für Soziale Arbeit in der Schule. In: Blätter der Wohlfahrtspflege 150 (1), 2003, S. 17.
- 6 Vgl. Sturzenhecker, Benedikt/Peters, Lutz: Demokratiebildung in der Sozialpädagogik. In: Bokelmann, Oliver (Hrsg.): Demokratiepädagogik. Theorie und Praxis der Demokratiebildung in Jugendhilfe und Schule. Wiesbaden 2023, S. 51 f.
- 7 Vgl. Bokelmann, Oliver: Demokratiepädagogik in Kooperation von Jugendhilfe und Schule. Betrachtungen und Befunde eines wenig beachteten Kooperationsfeldes. In: neue praxis (np) 6/20, 2020, S. 518 ff.; Beutel, Wolf-

- gang: Demokratie und Schule. In: Bokelmann, Oliver (Hrsg.): Demokratiepädagogik. Wiesbaden 2023, S. 42 f.
- 8 Vgl. Bokelmann, Oliver: Demokratiepädagogik in Kooperation von Jugendhilfe und Schule. Wiesbaden 2022, S. 18.
 - 9 Vgl. Oeftering, Tonio: Demokratie-Lernen und/oder Politik-Lernen? Eine fachdidaktische Debatte. In: Schöne/Carmeletto (Hrsg.): Demokratiebildung in der Schule. Kontroversen um das Bildungsziel Demokratie. Wiesbaden 2023, S. 159; Wohnig, Alexander: Demokratiebildung zwischen politischer Bildung und Demokratiepädagogik? In: Beutel/Kenner/Lange (Hrsg.): Monitor Demokratiebildung. Band 1: Demokratiebildung. Eine Orientierung. Wiesbaden 2025, S. 46.
 - 10 Vgl. May, Michael: Was ist Demokratiebildung? In: Beelmann/Michelsen (Hrsg.): Rechtsextremismus, Demokratiebildung, gesellschaftliche Integration. Interdisziplinäre Debatten und Forschungsbilanzen. Wiesbaden 2022, S. 251 ff.
 - 11 Vgl. Bokelmann, Oliver: Aneignung demokratischer Kompetenzen. In: Bokelmann, Oliver (Hrsg.): Demokratiepädagogik. Wiesbaden 2023, S. 63 ff.
 - 12 Vgl. Baier, Florian: Deliberative Praxis in der Schulsozialarbeit: demokratische Lebensformen erfahrbar machen. In: Bokelmann, Oliver (Hrsg.): Demokratiepädagogik. Wiesbaden 2023, S. 186 f.
 - 13 Vgl. Bokelmann 2022, a. a. O., S. 62 ff.; Bokelmann 2023, a. a. O., S. 63 ff.; in Anlehnung an Bokelmann 2020, a. a. O., S. 525.
 - 14 Vgl. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ): 16. Kinder- und Jugendbericht. Berlin 2020, S. 133 ff.
 - 15 Vgl. ebd., S. 492.
 - 16 Vgl. Bokelmann 2023, a. a. O., S. 63 ff.
 - 17 Vgl. Bokelmann 2022, a. a. O.
 - 18 Vgl. Rademacker, Hermann: Schulsozialarbeit in Deutschland. In: Baier/Deinet (Hrsg.): Praxisbuch Schulsozialarbeit. Methoden, Haltungen und Handlungsorientierungen für eine professionelle Praxis. Wiesbaden 2011, S. 40.
 - 19 Vgl. Speck, Karsten: Schulsozialarbeit. Wiesbaden 2022, S. 112 ff.
 - 20 Vgl. ebd.
 - 21 Vgl. Bokelmann 2022, a. a. O., S. 369 ff.
 - 22 Vgl. Speck, Karsten: Qualitätsentwicklung und Selbstevaluation. In: Baier/Deinet (Hrsg.): Praxisbuch Schulsozialarbeit. Wiesbaden 2011, S. 387 ff.
 - 23 Vgl. Bresgen/Mesch: Ein schulisches Beschwerdemanagement stärkt Kinderrechte. Konzept, Genese und Wirksamkeit. In: Bartz/Gerarts/Krappmann/Lohrenscheid (Hrsg.): Praxis der Kinderrechte an deutschen Schulen. Eine Zwischenbilanz. Schwalbach/Ts. 2022, S. 38 ff.
 - 24 Vgl. Gschwind/Bauer/Zipperle 2023, S. 331 ff.

Analyse

INDIVIDUELLE ODER SOZIALE SUCHBEWEGUNG?

Auf der Suche nach neuen Modellen von Arbeit

VON ANDREAS OEHME

„Die Suche nach einem Beruf steht im Spannungsfeld gesellschaftlicher Erwartungen und biografischer Orientierungen.“

Man sagt, wer sucht, der findet. Junge Menschen suchen heute in der Übergangsphase hin zu Ausbildung und Arbeit lange und intensiv, aber sie scheinen dabei oft nicht wirklich zu finden, was sie suchen. Welches soziale Problem steht dahinter? Bleibt die Suche eine individuelle oder kann daraus eine soziale werden, eine Suchbewegung im gesellschaftlichen Sinne? Die hier vertretene These ist, dass die Suchbewegungen junger Menschen am Übergang in Arbeit auf ein grundsätzliches Problem der heutigen Arbeitsgesellschaft verweisen. Jugendsozialarbeit könnte diese Suchbewegungen produktiv aufgreifen, indem sie die darin enthaltenen sozialen Fragen thematisiert und an neue ökonomische Modelle wie die Solidarische Ökonomie anschließt.

Junge Menschen auf der Suche nach „dem richtigen“ Beruf

Es scheint heute im Bereich der Übergänge an der Schwelle zur Ausbildung bzw. in Arbeit per se treffend, von Suchbewegung zu sprechen: Die Jugendphase ist nach wie vor als Bildungsphase konzipiert, die vorbereitet auf die Berufstätigkeit, auf ein Arbeitsleben; gleichzeitig ist sie nicht (mehr) frei von ökonomischen Anforderungen und gesellschaftlichem Druck.¹ Die „Suche nach einem Beruf“ steht heute im „Spannungsfeld gesellschaftlicher Erwartungen und biografischer Orientierungen“². Die Maßnahmen zur Berufsorientierung haben in den letzten Jahren erheblich zugenommen, sie sind flächendeckend auf alle Schulformen ausgeweitet, die schulischen Konzepte sind verbessert bzw. intensiviert worden, Praktika sind inzwischen die Regel und in Zeiten des Fachkräftemangels auch mehr oder weniger gut realisierbar.

Aber auch die Einmündung in eine Ausbildung, ein Studium oder eine Maßnahme bedeutet heute nicht das Ende der Suchbewegung. Ob erzwungen oder nicht, sind heute Abbruch oder Wechsel von Berufsausbildungen (ca. 30 % aller Verträge werden vorzeitig gelöst³), Wechsel der Studiengänge oder in weitere Maßnahmen im Übergangssektor normal. Etwa 25 % aller (jungen) Menschen tun dies insgesamt. Scheinbar gibt es grundsätzlich viel Orientierungsbedarf, trotz der vielen Maß-

nahmen: „Viele Jugendliche fühlen sich jedoch gegen Ende der Schulzeit trotz vielfältiger Orientierungsangebote nicht hinreichend in der Lage, eine informierte Berufswahl zu treffen.“⁴ Dahinter verbirgt sich auch ein gesellschaftliches Problem: Berufliche Bildung, so stellt der Bildungsbericht fest, ist ein „lebenslanger Prozess, der nicht hinreichend gerahmt und gesteuert ist“⁵.

Man kann ein Fragezeichen dahinter setzen, ob mehr Steuerung den Prozess verbessern würde. Zumindest im Bereich der Hilfen am Übergang, die im Zusammenspiel mit der Berufsberatung der Arbeitsagenturen und den Jobcentern stark auf Steuerung setzen, lässt sich dies nicht erkennen. Es gibt Befunde, die nahelegen, dass diese Berufsorientierung selbst ein Problem darstellt. Gerade benachteiligten jungen Menschen im Übergangsbereich, ganz besonders aber Menschen mit Behinderungen, wird hier eine „realistische“ Berufsvorstellung abgesprochen. Junge Menschen aus Förderschulen – besonders im Schwerpunkt G – orientiert man oft direkt in eine Werkstatt für Menschen mit Behinderungen (WfbM).⁶ Demgegenüber deuten Untersuchungen darauf hin, dass diese jungen Menschen sehr wohl eine Idee formulieren können und diese z. T. sogar aktiv verfolgen, sie dabei aber oft ausgebremst werden, weil ihr Wunsch aus institutioneller Sicht nicht passt oder erreichbar erscheint.⁷ Auch junge Menschen, die ihre Ausbildung abbrechen, tun dies alles andere als leichtfertig.⁸ Der – äußere wie innere – Druck ist hoch, den „richtigen, großen, festen“

Beruf für sich zu finden. Nur entsteht aus „einem Bündel der Interessen und Vorlieben“ oftmals kein „spezifischer Berufswunsch, der Orientierung bei den nächsten Schritten bieten kann“¹⁰.

Die berufliche Orientierung gerade im Bereich der Beschäftigungs- und Behindertenhilfen verkörpert dabei sehr stark die gesellschaftlichen und institutionellen Erwartungen, die in Spannung zu biografischen Orientierungen stehen. Akteur*innen der BO sehen ihre Aufgabe oft darin, die jungen Menschen auf Berufsoptionen hin zu orientieren, die sie als realistisch einstufen. Dabei knüpfen sie nur bedingt und oftmals gar nicht an deren Vorstellungen an, obwohl selbst im Berufsbildungsbericht klar formuliert ist: „Das Risiko einer vorzeitigen Beendigung der Berufsausbildung ist umso höher, je weiter der Ausbildungsberuf hinsichtlich der Berufsfachlichkeit von den eigenen Berufsaspirationen abweicht.“¹¹

Die individuelle Suche nach Klarheit als Grundlage einer Entscheidung ist heute großgeschrieben. Das vergrößert jedoch die sozialen Ungleichheiten: Die einen können sich eher eine Orientierungs- und Experimentierphase leisten, die anderen weniger; bei den einen ist es viel eher legitimiert und anerkannt, zu suchen, bzw. es wird eher im privaten Bereich belächelt und dennoch akzeptiert und finanziell abgefangen, bei den anderen aber nicht, allein weil die Ressourcen dazu fehlen. Wenn, dann gibt es eine Experimentierphase für sozial gutgestellte junge Menschen (gefördert durch Programme wie „Weltwärts“). In der gesellschaftlichen Breite haben wir jedoch keine Orientierungsphase für alle eingeräumt. Die Suche nach einem Beruf ist weitestgehend eine individuelle Geschichte, eine biografische, in der scheinbar recht häufig die Zielrichtung fehlt, die ihr einen klaren Sinn geben könnte.

Es kann einem der Verdacht kommen, dass im Spannungsfeld der „Lebenslage Übergang“ die Suche so groß wird, weil an dieser Stelle kaum zu finden ist, was man eigentlich sucht. Anders gesagt: Vielleicht sind die vorhandenen Möglichkeiten der Arbeitswelt, die Aussicht und Motivlage der jungen Menschen darstellen, nicht ausreichend anschlussfähig an ihre Lebenslagen. Könnte es sein, dass junge Menschen heute am Übergang in Arbeit mehr suchen, als es gibt? Individualisieren wir das Phänomen der „Suchbewegung“? Steckt dahinter vielleicht die Suche nach einer Form von Arbeit, die man „wirklich, wirklich will“¹² – einem Modell, über das in letzter Zeit wieder vermehrt diskutiert wird, das aber im vagen bleibt?

Bewegungen als soziale Angelegenheit

Menschen befanden sich oft in Suchbewegungen, woraus sich soziale Bewegungen formierten: Sie taten sich zusammen und

widmeten sich einem konkreten Ziel, verfolgten eigene Ideen, stellten Forderungen auf und irritierten damit die etablierte Gesellschaft. Die großen Bewegungen im letzten Jahrhundert waren die Arbeiterbewegung, die Frauen- und die Jugendbewegung. Auch wenn sie sehr unterschiedlich in ihren Zielen und Strukturen waren, so hatten sie entscheidenden Einfluss auf das Entstehen des modernen Sozialstaates, die Etablierung heute selbstverständlicher Rechte oder die Entwicklung der Sozialen Arbeit bzw. ihrer Theorie.¹³ Für die Soziale Arbeit sind soziale Bewegungen so interessant, weil sie „einen Teil des Hilfesystems stellen oder in dieses übergehen“¹⁴. Mit Bezugnahme auf schon etablierte Bewegungen ist es möglich, soziale Missstände zu thematisieren und „Probleme von Inklusion und Integration“¹⁵ zu bearbeiten.

In diesem Sinn hat auch die Genossenschaftsbewegung Impulse für eine selbstverwaltete Wirtschaft gesetzt, die bis heute insbesondere im Wohnungsbau bedeutsam ist und ebenfalls in der Sozialen Arbeit aufgegriffen wurde.¹⁶ In neuerer Zeit könnte man insbesondere auf die Behindertenbewegung schauen, die sehr wesentlich für die Formulierung und Etablierung der UN-Behindertenrechtskonvention war, aber in vielen lokalen Initiativen auch viele Unterstützungsformen entwickelt und deren rechtliche und finanzielle Absicherung erkämpft hat. Die Lebenshilfe ist heute zwar ein riesiger Träger, war aber ursprünglich eine Elternvereinigung.

„Die individuelle Suche nach Klarheit (...) ist heute großgeschrieben.“

Höchst interessant für das Zusammenspiel von Jugend in Bewegung mit Institutionen wie kommunalen Behörden oder Parteien etc. ist die Jugendzentrumsbewegung, die Anfang der 1970er Jahre in Westdeutschland entstand. Eine Vielzahl von lokalen jugendlichen Initiativen vertraten ihre Ideen von Selbstverwaltung und Emanzipation und setzten sich gegenüber Kommunen für die Einrichtung selbstverwalteter Jugendzentren ein.¹⁷ Sie „erhoben den Anspruch, die Interessen der sogenannten ‚nicht-organisierten‘ Jugendlichen zu vertreten“¹⁸. Gleichzeitig wurden sie oft von formellen Organisationen, insbesondere den Jungsozialisten sowie der kirchlichen Jugendarbeit wesentlich unterstützt bzw. gingen aus diesen hervor. Die Kommunen verhielten sich oft ablehnend, einige förderten jedoch auch solche Zentren als Modellprojekte.

Interessant ist hier, wie Bewegungen einerseits unabhängig als eigene Initiative, andererseits aber auch im Kontext formell organisierter Unterstützer entstanden, ihre Interessen formu-

lierten und adressierten: „Das Bestreben nach autonomen, selbstbestimmten jugendlichen Räumen wurde in der Jugendzentrumsbewegung politisiert und von den aktiven Jugendlichen als Forderung an die Kommunen gerichtet“¹⁹. Zum Teil blieb es bei der Initiative, z. T. etablierten sich jedoch auch entsprechende Jugendzentren. In jedem Fall verstärkte die Bewegung eine breite Diskussion über die offene Kinder- und Jugendarbeit. Eine Vielzahl von Plakaten, Zeitschriften, Schriftstücken und Korrespondenzen zeugen von der Produktivität dieser Bewegung.²⁰

Bewegung in der Arbeitswelt

Sucht man heute nach Bewegungen, die sich dem Thema Arbeit und Ökonomie widmen, so stößt man unweigerlich auf den Begriff „Solidarische Ökonomie“ (SÖ), unter dessen Dach sich eine Vielzahl von Ansätzen, aber auch lokale bis hin zu international organisierten Initiativen subsumieren lassen. Mit dem Begriff ist keine geschlossene Bewegung beschrieben, sondern eine Vielzahl solcher Initiativen, die viele Verbindungen in die Wissenschaft haben – bei weitem nicht nur in die Soziale Arbeit, sondern mehr noch in die Soziologie und sozialökologisch orientierten Wirtschaftswissenschaften. Begriffe wie Commons, Gemeinwohlökonomie oder Degrowth sind in engem Kontakt mit der SÖ-Szene (weiter)entwickelt worden.²¹ Ein wesentlicher Grundgedanke ist dabei, die (Wachstums) Grenzen kapitalistischen Wirtschaftens anzuerkennen und neue Formen von Ökonomie zu entwickeln, die soziale und ökologische Bedürfnisse mit Ökonomie zusammenzubringen. Damit stellen die Akteur*innen der SÖ die zentrale Sinnfrage für die heutige Arbeitswelt: Wie, wie viel und wozu sollten wir arbeiten in einer Welt, die bislang klar auf einen ökologischen und damit sozialen Zusammenbruch der heutigen Zivilisation zuläuft, wie es innerhalb der Klimaforschung nahezu komplett übereinstimmend gesagt und permanent wiederholt wird?²² Wie können wir zudem die sozialen Fragen, die derzeit in zunehmenden Maßen innerhalb des Wirtschaftssystems produziert werden (Gesundheit und Psyche, Arbeitsverlust durch KI, Verteilung von Reichtum und soziale Gerechtigkeit etc.), beantworten?

Um es konkret zu machen:²³ Landwirtschaft und Lebensmittelproduktion globalisieren sich zunehmend, mit allen problematischen Folgen. Diesem Trend entgegen hat sich das Konzept der „Solidarischen Landwirtschaft“ (SoLawi) sehr erfolgreich verbreitet; sie gibt es inzwischen praktisch flächendeckend und in verschiedenen Modellen²⁴. „SoLawis“ bringen Konsument*innen und Produzent*innen eng zusammen, indem sich mehrere Menschen zusammenschließen, gemeinsam einen Landwirtschaftshof finanzieren (ggf. auch mitarbeiten) und die Produkte teilen. Lebensmittel werden dann nicht mehr vermarktet, sondern unter einer Gruppe von (An)Teilnehmer*innen geteilt. Letztendlich geht es dabei um den Aufbau einer unmittelbaren

sozialen Verbindung: „Die Essenz dieser Beziehung ist die gegenseitige Vereinbarung: der SoLawi-Betrieb ernährt die Menschen und alle teilen sich die damit verbundene Verantwortung, das Risiko, die Kosten und die Ernte. [...] Solidarische Landwirtschaft fördert und erhält eine bäuerliche und vielfältige Landwirtschaft, stellt regionale Lebensmittel zur Verfügung und ermöglicht Menschen einen neuen Erfahrungs- und Bildungsraum.“²⁵ Dass solche Modelle auch kommunal gefördert werden können, zeigt das Beispiel Nürnberg, wo die Stadtverwaltung selbst die Initiative zur Gründung von SoLawi-Gruppen übernahm.²⁶ Auf diese Weise konnten mehrere Höfe zusammen in die SoLawi eingebunden werden, um Bedürfnissen der Teilhabenden sowie den Schwerpunkten der Höfe gerecht zu werden zu können.

„Wie, wie viel und wozu sollten wir arbeiten ...?“

Ein anderes prominentes Beispiel sind Repair Cafés, die ebenfalls ein Ort gemeinschaftlichen Handelns sein wollen.²⁷ Auch hier gibt es ein Zusammenkommen verschiedener Leute, die etwas reparieren wollen und sich dabei gegenseitig unterstützen. Das Konzept sieht einen Mix zwischen Werkstatt und Café vor, d. h., es geht gerade auch um den gemeinsamen Austausch und das Zusammenbringen verschiedener Kompetenzen an einem Ort. Auch hier geht es um eine soziale und eine ökologische Dimension – einerseits darum, Dinge zu nutzen, die sonst in einer Wegwerfgesellschaft üblicherweise nicht (mehr) genutzt werden, andererseits um die Mobilisierung und Anerkennung von Kompetenzen der Beteiligten, ohne Leistung und Gegenleistung zu verrechnen.

Aufgrund ihrer Konzeption und Hintergrundtheorie erscheinen solche Projekte bzw. die insgesamt sehr vielfältigen und kreativen „Szenen“ Solidarischer Ökonomie anschlussfähig an Suchbewegungen junger Menschen im Übergang. Allerdings ist das kein Selbstläufer, denn zum einen produzieren diese Initiativen natürlich auch sozialen Ausschluss über bestimmte Codes, zum anderen fehlt ihnen oft die ökonomische Basis, um über ein Experimentierstadium hinauszukommen. An dieser Stelle entsteht die Frage, ob die staatlich geförderten Beschäftigungshilfen nicht eine viel bedeutendere Rolle spielen könnten. Welches Potenzial hätte es, die Ansätze der SÖ stärker aufzugreifen bzw. auf die einzelnen Initiativen zuzugehen und sich hier einzubringen?

Jugendsozialarbeit und die Suchbewegung der SÖ

Es gab und gibt immer wieder gute Beispiele, in denen Jugendsozialarbeit, Beschäftigungshilfen im weiteren Sinne oder WfBM solche Konzepte aufgreifen und integrieren, aber sie blieben bislang Beispiele. Ein übergreifendes Konzept, das junge Menschen über das Thema Arbeit hier sozial einbinden könnte oder auf einer gesellschaftlichen Ebene Orientierung bieten würde, indem die heutigen sozialen Fragen der Arbeitsgesellschaft aufgegriffen würden, ist daraus nicht entstanden – ebenso wenig wie die SÖ derzeit eine soziale Bewegung ist, die gerade für benachteiligte junge Menschen in der Breite attraktiv wäre.

„Alle teilen sich (...) Verantwortung, das Risiko, die Kosten und die Ernte.“

Für die professionellen Hilfen am Übergang bleibt die Frage: Findet sich die individuelle Bewältigung des Übergangs mit der gesellschaftlichen Suche nach einer zündenden Idee von Arbeit? Mit einer Idee, wofür und wohin? Kommen hier junge Menschen zusammen, nehmen sie dabei Beziehung zueinander auf, könnte gar eine Resonanz²⁸ entstehen?

Wenn man die Suche junger Menschen als Bewegung versteht, die auch eine soziale Dimension hat, eröffnet sich eine sinngebende Richtung in all der Orientierungslosigkeit. Es erscheint dann sinnvoll, Anschlüsse an die Bewegungen zu suchen, die es gibt, jenseits der Jugendsozialarbeit, aber im lokalen Raum. Initiativen im Sinne der SÖ gibt es inzwischen überall, in Großstädten wie auf dem Lande. Mit ihnen gemeinsam ließen sich möglicherweise Experimentierräume erschließen, die ein Teil des Hilfesystems sein könnten und die aktuellen Probleme arbeitsgesellschaftlicher Inklusion bearbeiten.

Autor:
ANDREAS OEHME, Professor für Theorien der Sozialen Arbeit an der HAWK in Hildesheim.
✉ andreas.oehme@hawk.de

Anmerkungen:

- 1 Vgl. Schröder 2016.
- 2 Handelmann 2020.
- 3 Vgl. BMBFSFJ 2025.
- 4 Autor:innengruppe Bildungsberichterstattung 2024, S. 22.
- 5 Ebd.
- 6 Vgl. Blanck 2020.
- 7 Vgl. z. B. Ullrich 2025; Thielen u. a. 2025.
- 8 Vgl. Handelmann 2020.
- 9 Ebd., S. 203.
- 10 Ebd.
- 11 BBB 2025, S. 93.
- 12 So eine Formulierung von Fridthjof Bermann (2004), dem Vordenker des Konzepts „Neue Arbeit“.
- 13 Vgl. Werner 2023.
- 14 Ebd., S. 371.
- 15 Ebd., S. 388.
- 16 Vgl. z. B. Elsen 2007.
- 17 Vgl. Templin 2014.
- 18 Ebd., S. 29.
- 19 Ebd.
- 20 Vgl. Templin 2014.
- 21 Siehe z. B. Helfrich 2009.
- 22 Vgl. etwa Levermann 2023.
- 23 Ausführlicher in Oehme 2025.
- 24 Vgl. Gruber 2020.
- 25 <https://www.solidarische-landwirtschaft.org/solawis-aufbauen/aufbau-einer-solawi> und <https://www.solidarische-landwirtschaft.org/das-konzept/was-ist-solawi>, geprüft am 9.2. 2026.
- 26 Vgl. Giesecke/Hebert/Welzer 2016, S. 148 f.
- 27 Vgl. Kannengießler 2018.
- 28 Im Sinne einer von Hartmut Rosa beschriebenen resonanten Weltbeziehung, vgl. Rosa 2023.

ZWISCHEN SELBSTFINDUNG UND SUCHMASCHINE

Wie Jugendliche Information und Orientierung
in einer digitalen Welt suchen

VON YVONNE GERIGK

Ob YouTube, Instagram oder ChatGPT: Digitale Plattformen entwickeln sich zunehmend zu Multifunktionsräumen, in denen Kommunikation, Unterhaltung, Information und Vermarktung ineinandergreifen. Das eröffnet Jugendlichen jederzeit eine Vielzahl an Möglichkeiten, um ihre Bedürfnisse zu erfüllen, – und verlangt zugleich fortlaufende Entscheidungen: Welche Plattform nutze ich wo für? Wo finde ich die Inhalte, die ich suche? Welchen Informationen vertraue ich?

Die „JIM-Studie – Jugend, Information, Medien“ gibt Einblicke, was Jugendliche beschäftigt, wie sie an Informationen gelangen und was das für ihre Orientierung und Zukunftsperspektiven bedeutet. Die „Suchbewegung junger Menschen“ lässt sich dabei sowohl biografisch als auch medienbezogen verstehen. Weil sich im Laufe der Adoleszenz die Entwicklungsaufgaben und Bedürfnisse verändern, verschieben sich auch die digitalen Orte der Orientierung: Was in jüngeren Jahren beispielsweise stärker über beziehungs- und unterhaltungsorientierte Plattformen läuft, wird später häufiger durch informations- und leistungsbezogene Angebote ergänzt oder ersetzt. Neben der altersbezogenen Entwicklung legt der Artikel zudem ein besonderes Augenmerk auf Unterschiede nach Schulbildung.¹

Die JIM-Studie wird vom Medienpädagogischen Forschungsverbund Südwest (mpfs), einer Kooperation der Landesanstalt für Kommunikation Baden-Württemberg (LFK), der Medienanstalt Rheinland-Pfalz und des Südwestrundfunks (SWR) seit 1998 jährlich durchgeführt. Mit der repräsentativen Studie wird das Medienverhalten der Jugendlichen in Deutschland abgebildet. Im November 2025 erschien die aktuelle Ausgabe in Form der JIM-Studie 2025:

- Stichprobe: 1.200 Jugendliche zwischen 12 und 19 Jahren
- Erhebungszeitraum: 02. Juni bis 12. Juli 2025
- Methode: 50 Prozent telefonische Interviews (CATI), 50 Prozent Online-Fragebögen (CAWI)

Alle Ausgaben der JIM-Studie seit 1998 sind unter www.mpfs.de abrufbar.

Welche Themen beschäftigen Jugendliche?

In der Vorjahresstudie, der JIM-Studie 2024, bewerteten Jugendliche mehrere Aussagen zur Nachrichtenrezeption. Dabei zeigte sich: Die meisten (80 %) interessierten sich grundsätzlich für Nachrichten – sowohl aus der eigenen Region als auch international – und eine Mehrheit (60 %) suchte auch gezielt danach. Gleichzeitig gaben 42 Prozent an, dass sie die vielen negativen Meldungen belasten. Das führte bei einem Teil zu aktiver Vermeidung bestimmter Quellen (38 %) und Themen (32 %) sowie dazu, Nachrichten zu ignorieren, wenn sie beispielsweise im eigenen Feed auftauchten (27 %). Der Blick nach Schulformen zeigt: Haupt- und Realschüler*innen interessierten sich seltener für Nachrichten zum Weltgeschehen als Gymnasiast*innen (77 % vs. 88 %), vermieden Themen häufiger (39 % vs. 26 %) und ignorierten Nachrichten öfter (35 % vs. 22 %).

Seit 2024 wird offen abgefragt, welche zwei Themen Jugendliche aktuell besonders interessieren. Wie im Vorjahr stehen auch 2025 kriegerische Auseinandersetzungen klar an erster Stelle: 55 Prozent nennen aktuelle Konflikte – ein Plus von elf Prozentpunkten gegenüber 2024. Dabei liegt der Ukraine-Krieg (17 %) vor dem Krieg in Gaza (12 %) und dem Konflikt zwischen Israel/USA und dem Iran (6 %). Ein Viertel nennt Klimawandel und Umwelt, ein Fünftel die Politik in den USA bzw. den aktuellen US-Präsidenten und 16 Prozent interessieren sich allgemein für Politik. Sport spielt 2025 eine kleinere Rolle als 2024 (als die Fußball-EM sowie die Olympischen Sommerspiele stattfanden) und liegt nun mit Wirtschaft/Inflation gleichauf (jeweils 11 %). Zuwanderung und Migration werden – wie bereits 2024 – nur von sechs Prozent als vorrangiges Thema genannt. Mit dem Alter steigt das Interesse an Politik und Wirtschaft. Zwischen den Schulformen zeigen sich insgesamt nur wenige Unterschie-

de. Auffällig ist vor allem, dass sich Gymnasiast*innen deutlich häufiger für die Politik in den USA interessieren als Haupt- und Realschüler*innen (24 % vs. 9 %).

Wie und wo kommen Jugendliche an Informationen?

Neben dem Interesse ist entscheidend, über welche Wege Jugendliche ihre Informationen beziehen. Fragt man nach den regelmäßigen Quellen für „das Weltgeschehen“, zeigt sich wie in den Vorjahren: Am wichtigsten ist persönliche Kommunikation. Zwei Drittel sprechen mindestens mehrmals pro Woche in der Familie über aktuelle Themen, 55 Prozent erfahren über Freund*innen, was gerade passiert. Rund die Hälfte bekommt Neuigkeiten über Nachrichten in TV oder Radio mit, etwas weniger über Schule oder Arbeit. 38 Prozent nutzen Suchmaschinen, danach folgen Social Media (Instagram, TikTok) und YouTube. Für ein Fünftel sind die Online-Angebote von TV- und Radiosendern relevant, 17 Prozent informieren sich über News-Apps. Print-Portale, Podcasts, WhatsApp-Kanäle und vorinstallierte Newsfeeds spielen jeweils für jede*n Achte*n eine regelmäßige Rolle, Snapchat und Telegram dagegen kaum. Mit zunehmendem Alter werden Social Media und digitale Nachrichtenangebote wichtiger. Bei den 18- bis 19-Jährigen ist beispielsweise Instagram (61 %) bereits die zweitwichtigste regelmäßige Quelle – knapp hinter Gesprächen in der Familie (64 %). Dazu passt auch der Befund zur Bedeutung von Influencer*innen im Kontext von Nachrichten: Während ein Viertel der 12- bis 15-Jährigen Influencer*innen folgt, die zum Tagesgeschehen informieren, ist es fast die Hälfte der 16- bis 19-Jährigen. Auch nach Schulform ergeben sich nennenswerte Unterschiede: Bei Gymnasiast*innen sind Gespräche mit Freund*innen (59 % vs. 49 %) sowie die Nutzung von Instagram (41 % vs. 29 %) und News-Apps (21 % vs. 10 %) verbreiteter, dagegen erfahren Haupt- und Realschüler*innen häufiger über TikTok (30 % vs. 35 %) etwas zum Weltgeschehen.

„Mit dem Alter steigt das Interesse an Politik und Wirtschaft.“

Bei der aktiven Recherche zu bestimmten Themen bleiben Suchmaschinen wie Google das wichtigste Tool: Mehr als zwei Drittel nutzen sie regelmäßig – wobei seit diesem Jahr bei Google automatisch KI-generierte Zusammenfassungen angezeigt werden und Recherche damit teils indirekt über KI erfolgt. Direkt danach folgt mit ChatGPT bereits ein KI-Dienst, den vier von

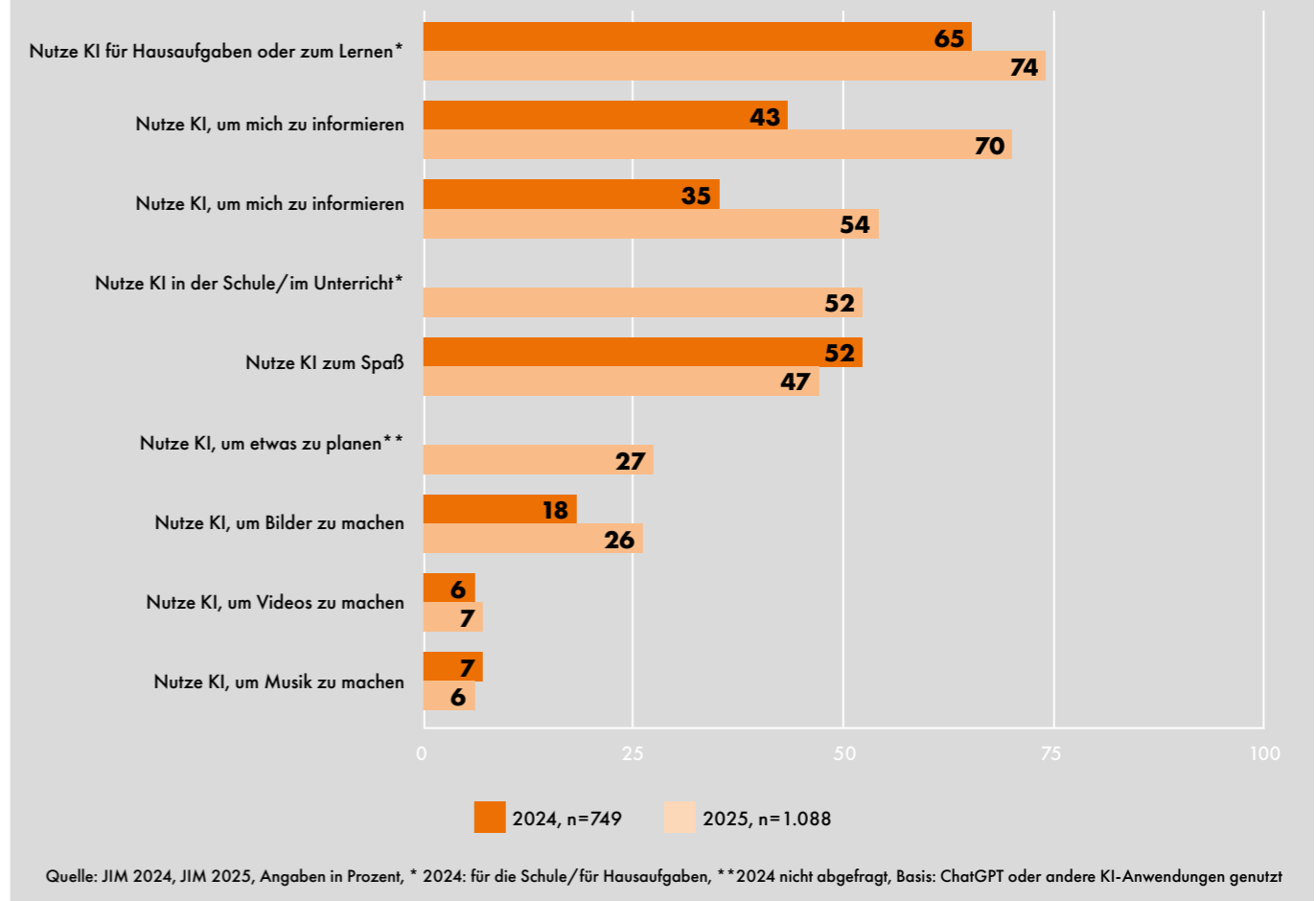
zehn Jugendlichen regelmäßig zur Recherche nutzen. Dahinter liegen YouTube (31 %) und Websites (30 %) nahezu gleichauf. Ein Viertel sucht auch über Social Media, etwa bei TikTok und Instagram. Wikipedia ist nur noch für ein Fünftel eine regelmäßige Anlaufstelle, Sprachassistenzsysteme spielen weiterhin kaum eine Rolle. Ab einem Alter von 14 Jahren nimmt die Bedeutung von KI als Recherche-Tool sprunghaft zu. Nach Bildung zeigen sich ebenfalls größere Unterschiede beim Einsatz von KI. Haupt- und Realschüler*innen nutzen ChatGPT seltener als Gymnasiast*innen (32 % vs. 45 %) und recherchieren zudem weniger häufig auf Websites (24 % vs. 33 %).

Welche Rolle spielt KI für Jugendliche?

Generell lässt sich festhalten: Das Thema künstliche Intelligenz ist inzwischen im Alltag von Jugendlichen angekommen. Es stellt sich nicht mehr die Frage, ob Jugendliche KI einsetzen, sondern wie häufig, in welcher Form und wofür. ChatGPT ist die mit Abstand wichtigste Anwendung unter den 12- bis 19-Jährigen: 84 Prozent haben das Tool bereits verwendet – ein Plus von 27 Prozentpunkten gegenüber 2024, als noch 57 Prozent angaben, es zumindest einmal ausprobiert zu haben. Inzwischen arbeitet die Hälfte der Jugendlichen mindestens mehrmals pro Woche mit ChatGPT. Mit deutlichem Abstand folgen die KI-Tools Google Gemini und Meta AI auf den Plätzen zwei und drei – jeweils rund ein Drittel greift zumindest selten darauf zurück. DeepL, Microsoft Copilot und My AI von Snapchat kommen auf etwa ein Fünftel, DALL-E auf sechs Prozent. Bei den 12- bis 13-Jährigen haben 69 Prozent ChatGPT ausprobiert, in allen höheren Altersgruppen sind es jeweils knapp 90 Prozent. Der Einsatz von Microsoft Copilot und DeepL nimmt im Altersverlauf kontinuierlich zu. Ein gegenläufiger Trend zeigt sich bei Meta AI: Darauf greifen 40 Prozent der 12- bis 13-Jährigen zurück, aber nur noch 23 Prozent der 18- bis 19-Jährigen. Auch nach Schulform bestehen Unterschiede: Gymnasiast*innen verwenden häufiger ChatGPT und DeepL, Haupt- und Realschüler*innen hingegen eher Meta AI und My AI. Insgesamt berichten 91 Prozent der Befragten, generell mindestens eine KI-Anwendung einzusetzen (2024: 62 %). Dahinter stehen unterschiedliche Motive (siehe Abbildung 1). Die Ergebnisse machen deutlich, dass KI vor allem im Kontext von Lernen/Schule genutzt wird. Besonders spannend: Über die Hälfte der Jugendlichen gibt an, KI sogar vor Ort in der Schule bzw. gar im Unterricht zu nutzen. Immer häufiger wird KI jedoch auch zur Informationssuche eingesetzt. Im Vergleich zum Vorjahr stieg der Anteil in diesem Bereich um 27 Prozentpunkte. Der Gebrauch „zum Spaß“ ist hingegen leicht rückläufig. Die Entwicklungen im Vergleich zum Vorjahr verstärken den Eindruck, dass KI in kurzer Zeit zum zentralen Alltags- und Informationswerkzeug geworden und die Zeit des Ausprobierens und „Spaß Habens“ damit vorbei ist.

„Ab einem Alter von 14 Jahren nimmt die Bedeutung von KI (...) sprunghaft zu.“

Abbildung 1: Nutzungsmotive für KI-Anwendungen – 2024 zu 2025



Die Nutzungsmotive für KI unterschieden sich deutlich zwischen jüngeren und älteren Jugendlichen. Ältere Jugendliche greifen häufiger in wissensorientierten Einsatzfeldern auf KI zurück. Besonders auffällig sind die Differenzen beim Einsatz in der Schule bzw. im Unterricht (12 – 15 Jahre: 39 %, 16 – 19 Jahre: 63 %) sowie beim Planen (12 – 15 Jahre: 18 %, 16 – 19 Jahre: 35 %). Jüngere Jugendliche verwenden KI dagegen eher zum Vergnügen (12 – 15 Jahre: 51 %, 16 – 19 Jahre: 44 %). Nach Schulform zeigt sich ein ähnliches Muster: Jugendliche mit formal höherem Bildungshintergrund nutzen KI in den meisten Bereichen häufiger – etwa für Hausaufgaben oder zum Lernen (79 %, Haupt-/Realschule: 64 %) sowie in der Schule bzw. im Unterricht (56 %, Haupt-/Realschule: 41 %). Haupt- und Realschüler*innen nennen dafür häufiger „zum Spaß“ als Motiv (51 %, Gymnasium: 46 %).

Wie bewerten Jugendliche KI?

Der Einsatz von KI wird in der Öffentlichkeit kontrovers diskutiert. KI kann auf individueller wie gesellschaftlicher Ebene von großem Nutzen sein, gleichzeitig stellen uns die Entwicklungen vor ungeahnte Schwierigkeiten, beispielsweise bei der Unterscheidung von Realität und Fiktion oder gar Fake. Jugendliche nehmen diese Ambivalenz wahr: Etwa sechs von zehn stimmen sowohl der Aussage zu, dass KI hilft, aktuelle gesellschaftliche Herausforderungen zu bewältigen, als auch der Aussage, dass KI Menschen aus Berufen verdrängen wird. Trotz möglicher „Halluzinationen“ und Verzerrungen gelten die Ergebnisse von KI unter den 12- bis 19-Jährigen als eher vertrauenswürdig: 57 Prozent stimmen dieser Aussage mindestens weitgehend zu, wenngleich mit sechs Prozent nur ein kleiner Teil voll und ganz zustimmt. 37 Prozent der Befragten geben an, dass das Thema KI ihnen generell Sorgen bereitet. Mit zunehmendem Alter fällt die Bewertung einerseits kritischer aus: Die älteren Jugendlichen machen sich eher Sorgen und sind der Meinung, dass Menschen durch KI ihren Job verlieren. Andererseits steigt mit dem Alter die Einschätzung, dass KI gesellschaftlich großen Mehrwert

bieten kann. Nach Schulform ergeben sich ebenfalls Unterschiede: Gymnasiast*innen sehen in KI häufiger positives Potential zur Bewältigung von Zukunftsfragen als Jugendliche an Haupt- oder Realschulen (62 % vs. 52 %).

Wie blicken Jugendliche in die Zukunft?

In die Zukunft blicken Jugendliche ambivalent (siehe Abbildung 2): Vorfreude wecken vor allem Meilensteine in der eigenen Biografie. Dazu gehören der nächste Bildungsschritt (32 %) – etwa der Abschluss der Schule oder Ausbildung beziehungsweise der Beginn eines Studiums – sowie die persönliche Weiterentwicklung hin zu mehr Selbstständigkeit, zum Beispiel durch einen Job oder eine eigene Wohnung (25 %). Sorgen bereitet dagegen hauptsächlich die Weltlage (41 %), insbesondere aktuelle Kriegssituationen in der Ukraine und in Gaza, die Angst vor neuen Konflikten und die politischen Entwicklungen im In- und Ausland. Dazu zählen etwa die Sorge vor einem gesellschaftlichen Rechtsruck oder eine negative Entwicklung der (Welt-)Wirtschaft.

Abbildung 2:
Wie blicken Jugendliche in die Zukunft?

Vorfreude

Bildung/Schulabschluss	32 %
Persönlichkeitsentwicklung	25 %
Urlaub	13 %
17 % keine Vorfreude	

Sorgen

Weltgeschehen (Kriege/Politik)	41 %
Schule & Beruf	15 %
Umwelt/Klimawandel	10 %
26 % keine Sorgen	

Quelle: JIM-Studie 2025, www.mpfs.de, *ohne Antwortvorgabe

Die Ergebnisse verdeutlichen, wie stark Weltlage und mediale Berichterstattung mit Themeninteressen und Sorgen Jugendlicher zusammenspielen. Ein verbreiteter Vorwurf älterer Generationen lautet zugespitzt, Jugendliche würden in ihrer eigenen Social-Media-Bubble leben und hätten sich dort eine Realität geschaffen, die mit der „echten Welt“ nur wenig zu tun habe. Die Ergebnisse der JIM-Studie widersprechen diesem Bild: Jugendliche beschäftigen sich nicht nur intensiv mit gesamtgesellschaftlich relevanten Themen, sie erleben deren reale Implikationen auch ganz konkret in ihrer eigenen Lebenswirklichkeit.

Fazit

Die Ergebnisse zeigen eine Suchbewegung in mehreren Richtungen: Jugendliche suchen nach Informationen über das Weltgeschehen, nach Antworten für Schule und Alltag – und nach Orientierung in einer unsicheren Zukunft. Social Media und KI gewinnen dabei weiter an Bedeutung und werden zunehmend auch zu Orten politischer und gesellschaftlicher Information. Im Vergleich der Schulformen wird deutlich: Jugendliche mit Haupt- und Realschulhintergrund sind beim Nachrichteninteresse und bei der aktiven Nutzung von Informationswegen wie News-Apps, Websites oder KI-Tools teils schwächer angebunden, gleichzeitig berichten sie häufiger von Vermeidung und Ignorieren von Nachrichten. Wenn Informationskompetenz zur Schlüsselressource wird, dann wird Bildungsungleichheit hier besonders folgenreich.

Daraus ergeben sich klare Prioritäten: KI- und Recherchekompetenz müssen verbindlich und praxisnah im Bildungssystem verankert werden. Schulen brauchen klare Regeln zur Nutzung von KI statt pauschaler Verbote – und gleichzeitig Räume, in denen Jugendliche Fragen stellen können, ohne bewertet zu werden. Eltern und andere Bezugspersonen sollten sowohl selbst weitergebildet sowie zur kompetenten Begleitung befähigt werden. Und schließlich braucht es Plattformverantwortung: Transparenz, Kennzeichnung und altersgerechte Nutzungsmöglichkeiten. Dies liegt in der gemeinsamen Verantwortung von Familien, Schule, Medienanbietern und Politik.

Autorin:
YVONNE GERIGK ist Referentin für Forschung an der Landesanstalt für Kommunikation (LFK) und Mitautorin der JIM-Studie.
✉ y.gerigk@lfk.de

Analyse



WEGE AUS DEM UNGELERNTSEIN

Situation und Perspektiven ungelerner junger Erwachsener

VON FABIAN SCHAFFER UND CLEMENS WIELAND

Seit Jahren wächst der Anteil junger Erwachsener ohne berufsqualifizierenden Abschluss. Das ist nicht nur wegen der erheblichen individuellen Nachteile – etwa höherer Arbeitslosigkeitsrisiken und geringerer Einkommenschancen über das Leben hinweg – problematisch. Angesichts des anhaltenden Fachkräftemangels ist diese Entwicklung auch gesamtwirtschaftlich besorgniserregend. Sie sollte daher Anlass sein, die Anstrengungen zu verstärken, die Attraktivität einer Ausbildung zu erhöhen – gerade im Vergleich zu ungelerten Tätigkeiten oder kurzfristigem „Jobben“

Die aktuelle Lage

Trotz Fachkräftemangel steigende Ungelerntenzahl

Im Jahr 2023 konnten in Deutschland 19 Prozent der jungen Menschen im Alter von 20 bis 34 Jahren keinen qualifizierenden Berufsabschluss vorweisen (vgl. BMBFSFJ, 2025, S. 111). In absoluten Zahlen sind das etwa 2,86 Millionen junge Erwachsene, der höchste in den letzten Jahren verzeichnete Wert (2020: 2,33 Millionen).¹ Diese Entwicklung ist umso alarmierender, als der Fachkräftemangel in Deutschland eines der größten Probleme für den Wirtschaftsstandort darstellt (vgl. Garnitz et al., 2023; Peichl et al., 2025). So fehlten im Zeitraum von Juli 2024 bis Juni 2025 über 400.000 qualifizierte Arbeitskräfte (vgl. KOFA, 2025). Der Bedarf ist also weiterhin groß, was sich auch an den aktuell ausgeschriebenen Stellenangeboten ablesen lässt, von denen mehr als drei Viertel einen Ausbildungsabschluss voraussetzen (vgl. Hellwagner et al., 2025).

Risiken des Ungelerntseins

Nicht zuletzt aufgrund dieser Arbeitsmarktentwicklung ist das Risiko für ungelernnte junge Erwachsene, arbeitslos zu werden, rund sechsmal höher als für gleichaltrige Personen, die eine Ausbildung abgeschlossen haben (vgl. BMBFSFJ, 2025, 115).² Zudem verbleiben ungelernnte junge Erwachsene durchschnittlich deutlich länger ohne Arbeit (vgl. Kotte, 2024).

„Jede*r Ungelernte ist eine Person weniger zur Deckung des Fachkräftemangels.“

Diese durchschnittlich deutlich schlechteren Berufs- und Karriereaussichten von Personen ohne Berufsausbildung schlagen sich auch im zu erwartenden Lebenseinkommen nieder: Dieses fällt im Vergleich zu Menschen mit abgeschlossener Ausbildung durchschnittlich um mehrere hunderttausend Euro niedriger aus (vgl. Stüber, 2022; Forstner et al., 2021).

Gesellschaftlich bedeutet jede*r Ungelernte eine Person weniger, die zur Deckung des Fachkräftemangels beitragen könnte, dessen volkswirtschaftlicher Schaden sich im Jahr 2027 auf schätzungsweise 74 Milliarden Euro belaufen könnte (vgl. Burstedde/Kolev-Schaefer 2025). Um wirksame Maßnahmen zur Verbesserung der Lage formulieren zu können, bedarf es einerseits der Identifikation besonders gefährdeter Personengruppen, andererseits der Kenntnis der individuellen Problemlagen dieser jungen Erwachsenen, die ohne Berufsausbildung verbleiben.

Besonders betroffene Personengruppen

Bildungsabschluss und Ungelerntenquote

Der Anteil der nicht formal Qualifizierten (nfQ-Quote) variiert zum einen mit dem erreichten Schulbildungsniveau (vgl. BMBFSFJ, 2025, S. 111 f.). Während junge Erwachsene mit Abitur „nur“ zu knapp 8 Prozent ohne Berufsabschluss verbleiben, liegt die nfQ-Quote für die Personen mit mittlerem Abschluss bei 18 Prozent, für die Hauptschüler*innen bei rund 42 Prozent und für diejenigen, die keinen Schulabschluss vorweisen können, sogar bei mehr als 77 Prozent. Diese sehr deutliche Differenzierung verweist auf die Wichtigkeit, junge Menschen so frühzeitig wie möglich und entlang der gesamten Bildungskette zu unterstützen.

Ungelerntsein: auch eine Frage der Inklusion

Zum anderen lässt sich feststellen, dass der Anstieg der nfQ-Quote in besonderem Maße auf den vermehrten Zuzug von Migrant*innen und Geflüchteten in den letzten Jahren zurückzuführen ist (vgl. BIBB, 2025). So lag der Ungelerntenanteil unter den Neuzugewanderten mit ausländischer Staatsbürgerschaft 2023 bei über einem Drittel, unter denjenigen, die aus Kriegs- und Konfliktregionen in Afrika und dem Nahen und Mittleren Osten³ fliehen mussten, sogar bei 56,9 Prozent und damit knapp zwei- bzw. dreimal höher als der bundesdeutsche Durchschnitt.⁴ Zum Vergleich: Die nfQ-Quote der Personen mit deutscher Staatsangehörigkeit und ohne Einwanderungsgeschichte lag bei 11,1 Prozent (vgl. BMBFSFJ, 2025, S. 112). Das unterstreicht die Bedeutung von Inklusionsmaßnahmen, die Bildungszugänge und Übergänge in Ausbildung und Erwerbstätigkeit sichern.

Die Zahlen verdeutlichen Ausmaß und sozialstrukturelle Bedingungsfaktoren der Ungelerntenproblematik. Doch wie stellt sich die Lage am Übergang Schule–Beruf aus der Perspektive der jungen Menschen dar?

Die Perspektive junger Menschen

Zukunftspläne junger Menschen

Zunächst die gute Nachricht: Die Berufsausbildung erfreut sich großer Beliebtheit unter Schüler*innen, die kurz vor ihrem Abschluss stehen. Insbesondere die jungen Menschen, die einen niedrigen oder mittleren Schulabschluss anstreben, wollen eine Ausbildung aufnehmen und auch ein Großteil der Gymnasiast*innen kann sich eine Ausbildung zumindest vorstellen. Insgesamt hat die Berufsausbildung unter den jungen Menschen also kein Imageproblem.

Trotzdem müssen neueste Befragungsergebnisse nachdenklich stimmen, wonach rund ein Fünftel der Schüler*innen nach der Schule erst einmal arbeiten möchte – unter den Hauptschüler*innen ist es sogar jede*r Vierte (vgl. Barlovic et al., 2025, S. 12). Oft ist das als zeitlich begrenztes „Gap Year“ gedacht. Doch hier gilt es, vorsichtig zu sein: Aus kurzfristigem Jobben kann auch langfristige Ausbildungslosigkeit werden.

Wege ins Ungelerntsein

Der Wunsch, direkt zu arbeiten, kann einer der Gründe sein, keine Ausbildung anzustreben, aber auch andere Ursachen können dazu führen, dass junge Menschen nach der Schule ausbildungslos verbleiben. Hierzu zählen u. a. finanzielle Zwänge und Verpflichtungen, unzureichende Qualifikationen, mangelnde Sprachkenntnisse oder auch eine unzureichende berufliche Orientiertheit. All diese Faktoren können dazu führen, dass junge Menschen von vornherein keine Ausbildung aufnehmen können oder wollen.

Für andere junge Menschen führt der Weg in die Ausbildungslosigkeit hingegen über den Abbruch einer Ausbildung⁵, eines Studiums oder einer ausbildungsvorbereitenden Maßnahme⁶. Auch hierfür gibt es vielfältige Gründe. Zur vorzeitigen Lösung von Ausbildungsverträgen kommt es unter anderem, weil die Ausbildung von vornherein nicht den eigenen Wünschen entsprach, aber auch die Unzufriedenheit mit den Ausbildungsbedingungen und -tätigkeiten sowie Probleme mit den Ausbilder*innen und Kolleg*innen können eine Rolle spielen (vgl. Siembab et al., 2023).

Lösungsansätze

Um Ausbildungslosigkeit wirksam vorzubeugen, bedarf es also einerseits einer bedarfsgerechten Begleitung der jungen Menschen am Übergang aus der Schule. Hier geht es darum, junge Menschen über ihre Möglichkeiten zu informieren, sie bei deren Realisierung zu unterstützen und sie über die Risiken des ungelernen Arbeitens und die Vorteile einer Berufsausbildung aufzuklären. Andererseits müssen Ausbildungsabbrüche bestmöglich verhindert werden. Auch hierzu bedarf es wirksamer Angebote zur beruflichen Orientierung in Verbindung mit einem informativen Ausbildungsmarketing, um Fehlentscheidungen und entsprechende Enttäuschungen zu vermeiden. Darüber hinaus könnten viele Ausbildungsinteressierte von einer gezielten Förderung bei der Ausbildungsplatzsuche und im Bewerbungsprozess profitieren.

Fördermaßnahmen für Auszubildende und Unternehmen

Unternehmen zeigen mehr Kompromissbereitschaft und sind häufiger offen für Jugendliche mit Unterstützungsbedarf (vgl. Bertelsmann Stiftung et al. 2024, S. 15 f.; 2025, S. 18 ff.). Ausbildungsunternehmen sollten sensibel für die individuellen Lebenslagen und Bedarfe junger Menschen sein und für die Schaffung förderlicher Rahmenbedingungen während der Aus-

bildung sorgen, um vorzeitige Vertragslösungen zu vermeiden. Um den Unternehmen bei der Integration dieser Jugendlichen zu helfen, sollten die bestehenden staatlichen Förderprogramme, die immer noch zu wenig bekannt und noch seltener genutzt werden, besser kommuniziert und niedrigschwellig zugänglich gemacht werden (vgl. Bertelsmann Stiftung et al. 2025, S. 34 ff.).

Mangelnde berufliche Orientierung

Über die Hälfte der Jugendlichen findet sich in den Informationen zur Berufswahl nicht zurecht – ein zentrales Hindernis bei der Ausbildungsplatzsuche (vgl. Barlovic et al. 2025, S. 13; 2024, S. 10). Für eine erfolgreiche berufliche Orientierung ist zum einen das Angebot geeigneter Formate entscheidend. – Insbesondere Praktika und sonstige „hautnahe“ Einblicke in den beruflichen Alltag werden von jungen Menschen als besonders wichtig erachtet (vgl. ebd., S. 16). Zudem gilt es, die Eltern, die für viele Jugendliche eine zentrale Rolle bei ihrem Orientierungsprozess spielen (vgl. ebd., S. 24) gezielt und auf Augenhöhe miteinzubeziehen (vgl. hierzu IAW, 2017).

Schwierigkeiten bei der Ausbildungssuche

Neben den Schwierigkeiten bei der beruflichen Orientierung sind viele Jugendliche auch mit Problemen bei der Ausbildungsplatzsuche konfrontiert. Insbesondere junge Menschen mit niedriger Schulbildung fühlen sich überdurchschnittlich häufig vom Schreiben einer guten Bewerbung überfordert oder können im Bewerbungsgespräch nicht überzeugen. Auch ihre Noten stellen für sie häufig ein Problem dar (vgl. Barlovic et al. 2025, S. 22 f.). Gezielte Trainings und Vorbereitungsangebote für den Bewerbungsprozess können hier Abhilfe schaffen.

Ausblick: Wege aus dem Ungelerntsein?

Knapp drei Millionen junge Erwachsene haben derzeit keinen Berufsabschluss. Die individuellen und gesellschaftlichen Folgen sind gravierend, die Ursachen vielfältig. Umso wichtiger ist ein zweigleisiger Ansatz: Zum einen gilt es, Ausbildungslosigkeit möglichst früh zu verhindern. Dazu braucht es eine gute berufliche Orientierung – insbesondere praxisnahe Formate wie Praktika –, eine verlässliche Begleitung am Übergang von der Schule in Ausbildung und Beruf sowie gezielte Unterstützungsangebote bei Ausbildungsplatzsuche und Bewerbung. Ebenso zentral ist die Prävention von Ausbildungsabbrüchen: Fehlentscheidungen sollten durch informatives Ausbildungsmarketing und passgenaue Beratung seltener werden; zugleich müssen Unterstützungsinstrumente in Betrieben bekannter und niederschwellig nutzbar sein, damit Ausbildungen auch unter schwierigen Bedingungen erfolgreich abgeschlossen werden können. Zum anderen darf der Blick nicht bei der Prävention



stehen bleiben. Für jene, die bereits ungelernt arbeiten, müssen Qualifizierungswege ausgebaut und stärker genutzt werden. Hier bieten sich insbesondere flexible Formate an, die an vorhandene Kompetenzen anknüpfen und Schritt für Schritt zu anerkannten Abschlüssen führen können – etwa modulare Ausbildungsbausteine bzw. Teilqualifizierungen. Gelingt beides, Prävention und Nachqualifizierung, werden Wege aus dem Ungelerntsein nicht zur Ausnahme, sondern zur verlässlichen zweiten Chance.

Autoren:

FABIAN SCHAFFER ist Project Manager im Programm „Bildung und Next Generation“ der Bertelsmann Stiftung.
✉ fabian.schaffer@bertelsmann-stiftung.de

CLEMENS WIELAND ist Project Manager im Programm „Bildung und Next Generation“ der Bertelsmann Stiftung.
✉ clemens.wieland@bertelsmann-stiftung.de

Anmerkungen:

- 1 Ein Jahresvergleich über das Jahr 2020 hinaus ist aufgrund der Veränderung der Datengrundlage (Mikrozensus) nicht sinnvoll.
- 2 Der Begriff „Ungelernte“ ist altersspezifisch definiert für die Gruppe der 20- bis 34-Jährigen.
- 3 Hierzu zählen Afghanistan, Eritrea, Irak, Iran, Nigeria, Pakistan, Somalia und Syrien. Die nfQ-Quote unter Geflüchteten aus der Ukraine, die in der Statistik separat ausgewiesen wurde, liegt bei 28 Prozent (vgl. BMBFSFJ, 2025, S. 112).
- 4 Hierbei ist jedoch zu beachten, dass durch die Beschränkung der Mikrozensus-Erhebung auf Privathaushalte neu zugewanderte Geflüchtete, sofern sie in Not- und Gemeinschaftsunterkünften untergebracht sind, systematisch unterrepräsentiert sind.
- 5 Dabei ist jedoch darauf hinzuweisen, dass die meisten vorzeitigen Vertragslösungen umgekehrt nicht mit dem Abbruch der Ausbildungsbestrebung und dem dauerhaften Verbleib als Ungelernte*r einhergehen, sondern in ein weiteres Ausbildungsverhältnis münden (vgl. Uhly et al., 2025, S. 46).
- 6 In Ermangelung belastbarer Bildungsverlaufsdaten ist es schwierig, genaue Aussagen über die gegenwärtigen Anteile der Ungelernten mit und ohne vorherige Ausbildungs- bzw. Studienerfahrung zu treffen. Frühere Erhebungen auf Basis des Nationalen Bildungspanels für die Jahre 2011/2012 (vgl. BIBB, 2018, S. 321 f.) zeigten, dass ein Großteil der Ungelernten eine Ausbildung oder ein Studium aufgenommen und wieder abgebrochen hatte.



Analyse

MINDMITTENS

Bewegungsbasierte Förderung von Selbstkonzept und Soft Skills beim Übergang ins Erwachsenenalter

VON NADINE ALBRECHT

„Effizienz, Anpassungsfähigkeit und permanente Erreichbarkeit stehen Ansprüchen nach Selbstfindung (...) gegenüber.“

Junge Menschen wachsen heute in einer Gesellschaft auf, die von tiefgreifenden Umbrüchen geprägt ist. Digitalisierung, künstliche Intelligenz, soziale Medien, globale Krisen und ein sich wandelnder Arbeitsmarkt verändern nicht nur äußere Lebens- und Arbeitsbedingungen, sondern auch innere Orientierungen. Technologische Werkzeuge wie ChatGPT erleichtern den Zugang zu Wissen, Problemlösungen und Kommunikation erheblich. Gleichzeitig geraten jedoch jene personalen und sozialen Kompetenzen unter Druck, die für persönliche Entwicklung, soziale Teilhabe und berufliche Integration zentral sind – allem voran ein stabiles Selbstkonzept.

„Emerging Adulthood“ bezeichnet eine eigenständige Lebensphase zwischen Jugend und Erwachsensein.“

Vor diesem Hintergrund sehen sich Jugendliche und junge Erwachsene in ihrer Entwicklungsphase mit vielfältigen, sich überlagernden Anforderungen konfrontiert. Persönliche Entwicklungsaufgaben, soziale Erwartungen und gesellschaftliche Anforderungen treffen in einer Lebensphase aufeinander, die ohnehin von tiefgreifenden Veränderungen des Selbstbildes, der sozialen Rollenfindung und des emotionalen Erlebens geprägt ist.¹

In der entwicklungspsychologischen Forschung wird diese Übergangszeit als „Emerging Adulthood“ bezeichnet – eine eigenständige Lebensphase zwischen Jugend und Erwachsensein, die durch Identitätssuche, Instabilität und explorative Prozesse gekennzeichnet ist.² Die Adoleszenz ist als ein gesellschaftlich konstruierter Lebensabschnitt zu verstehen, der zugleich biologisch determiniert ist. Sie ist weder ausschließlich biologisch determiniert noch rein sozial konstruiert, sondern entsteht im Zusammenspiel psychophysischer Entwicklungen und soziokultureller Erwartungen. Dieses Wechselverhältnis prägt maßgeblich die individuellen Entscheidungen junger Menschen und beeinflusst die Ausbildung von Selbstkonzept, Selbstwert und Selbstwirksamkeit.

Viele Fachkräfte der Jugendsozialarbeit berichten, dass junge Menschen heute zwar über hohe digitale Kompetenzen in Bezug auf den Umgang mit sozialen Medien verfügen, sich jedoch zunehmend unsicher zeigen, wenn es um reale Begegnungen, Konflikte, Entscheidungen oder berufliche Zukunfts-

fragen geht. Es zeigt sich eine Ambivalenz zwischen äußerer Anpassung an eine beschleunigte, leistungsorientierte Welt und innerem Ringen um Identität, Sinn und Zugehörigkeit. Insbesondere in Übergangsphasen – vom Jugend- ins junge Erwachsenenalter, von Schule in Beruf – wird deutlich, dass kognitive Leistungsfähigkeit allein nicht ausreicht. Gefragt sind personale und soziale Ressourcen, die Halt geben, Orientierung ermöglichen und Handlungsfähigkeit sichern.

Selbstkonzept und Soft Skills als Schlüsselressourcen im digitalen Wandel

Vor diesem Hintergrund rückt die gezielte Förderung des Selbstkonzepts, des Selbstwerts und der Selbstwirksamkeit als zentrale entwicklungsbezogene Aufgabe in den Fokus. Dabei handelt es sich um zentrale psychologische Ressourcen, die unmittelbaren Einfluss auf Entwicklung, Wohlbefinden und mentale Gesundheit junger Menschen haben.³ Empirische Befunde belegen, dass ein positives Selbstkonzept sowie ein stabiler Selbstwert wesentlich zur individuellen Entwicklung, psychischen Stabilität und subjektiven Lebensqualität beitragen kann.⁴

Das Selbstkonzept beschreibt die Gesamtheit der Vorstellungen, Bewertungen und Überzeugungen, die ein Mensch über sich selbst entwickelt – also aller angesammelten Selbsteinschätzungen einer Person nach der Frage: „Wer bin ich?“⁵ Es entsteht nicht losgelöst, sondern bildet sich im Zusammenspiel konkreter Erfahrungen – insbesondere durch soziale Rückmeldungen, bewältigte Herausforderungen sowie körperlich-emotionale Erlebnisse. Gerade in einer Lebenswelt, die zunehmend durch Leistungsdruck, digitale Einflüsse und soziale Vergleichsprozesse geprägt ist, gewinnt die Stärkung des Selbstkonzepts besondere Bedeutung. Im digitalen Kontext verschieben sich zentrale Erfahrungsräume: Rückmeldungen entstehen zunehmend in digitalen Kontexten – etwa durch Likes oder algorithmisch strukturierte Bewertungssysteme –, wodurch soziale Vergleichsprozesse zusätzlich an Dynamik gewinnen. Gleichzeitig verlieren körperlich-sinnliche Erfahrungen und reale Grenzerfahrungen an Bedeutung.

Zahlreiche Studien aus unterschiedlichen Disziplinen – darunter Sport- und Gesundheitswissenschaften, Sozialpädagogik sowie psychologische Forschung – weisen daher auf die Notwendigkeit einer gezielten Förderung des Selbstkonzepts als zentralen Schutzfaktor für psychische Gesundheit hin.⁶ Die Entwicklung eines stabilen Selbstwerts und einer ausgeprägten Selbstwirksamkeit gilt in diesem Zusammenhang als wesentliche Voraussetzung für eine gelingende psychosoziale Entwicklung, insbesondere in Übergangsphasen.

Soft Skills wie Kommunikationsfähigkeit, Teamfähigkeit, Konfliktkompetenz oder emotionale Selbstregulation sind eng mit dem Selbstkonzept verbunden. Sie lassen sich nicht isoliert „vermitteln“, sondern entwickeln sich im Zusammenspiel von Erleben, Reflexion und Beziehung. In einer Arbeitswelt, in der Automatisierung und KI zunehmend Aufgaben übernehmen, gewinnen genau diese menschlichen Kompetenzen an Bedeutung⁷ – werden jedoch paradoxerweise immer seltener systematisch gefördert. Genau hier setzt das Programm mindmittens an.

mindmittens: Ein bewegungsbasierter, wissenschaftlich fundierter Ansatz

mindmittens wurde ursprünglich im Rahmen eines Promotionsprojektes an der Universität Münster als ein Programm zur Stärkung des Selbstkonzepts bei Mädchen und jungen Frauen im Alter von 14 bis 27 Jahren entwickelt und evaluiert. Der Ansatz verbindet Elemente des Boxsports mit psychosozialen Methoden und nutzt Bewegung gezielt als Zugang zu Selbstwahrnehmung, Emotionsregulation und sozialen Kompetenzen. Dabei geht es nicht um sportliche Leistung oder Wettkampf, sondern um erfahrungsbasiertes Lernen in einem geschützten Rahmen. Körperliche Aktivierung wird mit Reflexionsphasen verknüpft, sodass Erlebnisse bewusst verarbeitet und auf den Alltag übertragen werden können.

„Soft Skills wie Kommunikationsfähigkeit sind eng mit dem Selbstkonzept verbunden.“

Boxspezifische Übungen wie die Boxgrundstellung, Deckung oder kontrollierte Schlagabfolgen dienen als Metaphern für innere Prozesse: Haltung einnehmen, Grenzen setzen, Spannung regulieren, Verantwortung übernehmen. Diese Erfahrungen werden anschließend in Bezug gesetzt zu schulischen, beruflichen oder sozialen Situationen – etwa zu Konflikten im Team, Unsicherheiten im Kontext sozialer Medien oder dem Umgang mit Leistungsdruck. Für die Teilnahme an mindmittens sind keinerlei sportliche Vorkenntnisse erforderlich. Die eingesetzten boxspezifischen Elemente sind niedrigschwellig gestaltet und orientieren sich am Prinzip des Leichtkontaktboxens. Kampforientierte oder wettkampfnähe Situationen finden nicht statt. Vielmehr werden grundlegende Bewegungsformen, Haltungs- und Wahrnehmungsübungen genutzt, um körperliche Selbstwahrnehmung, Emotionsregulation und soziale

Interaktion erfahrbar zu machen. Sicherheit, Freiwilligkeit und ein geschützter Rahmen haben dabei stets Vorrang. Die Umsetzung von mindmittens erfolgt in variablen Workshop-Formaten, die an die jeweiligen Rahmenbedingungen und Zielgruppen angepasst werden. Die Spannweite reicht von mehrtägigen Schnupper- und Blockformaten bis hin zu längerfristigen Begleitungen über mehrere Monate, insbesondere an Schulen oder Einrichtungen mit besonderem Förderbedarf. Gearbeitet wird je nach Setting in Kleingruppen von sechs bis maximal 16 Teilnehmenden. Die Durchführung erfolgt grundsätzlich im Tandem: Jedes Format wird gemeinsam von einem oder einer lizenzierten Boxtrainer*in oder Boxtherapeut*in sowie einer pädagogisch-psychosozialen Fachkraft angeleitet. Dieses Zusammenspiel gewährleistet sowohl die fachgerechte Umsetzung der bewegungsbasierten Elemente als auch die professionelle Begleitung von psychologischen Reflexions- und Gruppenprozessen.



Bereits die erste Pilotstudie von mindmittens zeigt, dass sich die Wirkung des Programms insbesondere im physischen Selbstkonzept zeigt.⁸ Bei weiterführenden Studien konnten darüber hinaus auch längerfristige Effekte auf emotionale und soziale Dimensionen festgestellt werden. Teilnehmende berichten in anschließenden qualitativen Interviews von gestärktem Selbstvertrauen, besserer Emotionsregulation und größerer Klarheit in Bezug auf eigene Kompetenzen und Ziele. Entscheidend sei dabei die Kombination aus den boxspezifischen Elementen und psychosozialen Reflexionseinheiten.⁹



Relevanz für Jugendsozialarbeit und Übergangsgestaltung

Für die Jugendsozialarbeit stellt sich zunehmend die Frage, wie junge Menschen in einer komplexen, digitalisierten Welt nicht nur begleitet, sondern nachhaltig und im besten Fall präventiv gestärkt werden können. Klassische Beratungs- und Förderformate stoßen dort an Grenzen, wo Sprache allein nicht ausreicht oder Motivation fehlt. Bewegungsbasierte Programme wie mindmittens eröffnen hier einen besonders niedrigschwelligen Zugang – insbesondere für Jugendliche, die als „schwer erreichbar“ gelten oder belastende Lebenslagen und negative Bildungserfahrungen mitbringen.

Gerade junge Menschen, die an anderen Stellen bislang wenig Anschluss finden, können auf diese Weise erreicht werden: ohne Pathologisierung, ohne Leistungsdruck, zugleich jedoch in einem klar strukturierten und wertschätzenden Rahmen. Es entstehen Erfahrungsräume, in denen Kompetenzen sichtbar werden, die im schulischen Kontext oft verborgen bleiben. Gleichzeitig wird eine ressourcenorientierte Perspektive gestärkt, die Defizitlogiken durchbricht und persönliche Entwicklungspotenziale in den Mittelpunkt stellt.

Im Übergang von Schule zu Beruf leistet mindmittens einen wichtigen Beitrag zur beruflichen Orientierung – nicht durch abstrakte Tests, sondern durch die unmittelbare Erfahrung eigener Fähigkeiten. Soft Skills werden dabei nicht nur benannt, sondern konkret erlebt und reflektiert – und damit anschlussfähig für Ausbildung, Arbeitswelt und gesellschaftliche Teilhabe.



Es lässt sich festhalten, dass der digitale Wandel junge Menschen mit widersprüchlichen Anforderungen konfrontiert: Effizienz, Anpassungsfähigkeit und permanente Erreichbarkeit stehen Ansprüchen nach Selbstfindung, Sinnorientierung und gelingender Beziehungsgestaltung gegenüber. Programme wie mindmittens verdeutlichen, dass Zukunftskompetenz nicht allein im souveränen Umgang mit Technologie besteht, son-

dern maßgeblich in der Fähigkeit, sich selbst wahrzunehmen, emotionale Stabilität zu entwickeln, tragfähige Beziehungen zu gestalten und Verantwortung für das eigene Handeln zu übernehmen. In einer zunehmend beschleunigten und virtualisierten Lebenswelt gewinnen solche erfahrungsbasierten, analogen Lernräume an Bedeutung. Vor diesem Hintergrund kommt der Schaffung von Entwicklungsräumen, in denen junge Menschen sich erproben, reflektieren und persönlich wachsen können, eine zentrale Rolle zu. Diese Aufgabe betrifft Jugendsozialarbeit, Bildungseinrichtungen und Gesellschaft gleichermaßen und muss daher auch gemeinsam gedacht werden.

„Klassische Beratungsformate stoßen dort an Grenzen, wo Sprache allein nicht ausreicht.“

mindmittens versteht sich dabei als ein wissenschaftlich fundierter und praxisnaher Ansatz, der zur Stärkung zentraler personaler und sozialer Ressourcen beiträgt und junge Menschen dabei unterstützt, Übergänge in Ausbildung, Beruf und gesellschaftliche Teilhabe kompetent und zukunftsfähig zu gestalten. Aktuell hat sich mindmittens als gleichnamiges Social Start-up weiterentwickelt, das den ursprünglichen Ansatz systematisch optimiert und in unterschiedliche Handlungsfelder überträgt. Neben der Umsetzung in Schulen und Einrichtungen der Jugendsozialarbeit wurden die Programme gezielt für den Unternehmenskontext weiterentwickelt. Im Fokus stehen dabei Auszubildende, Berufseinsteiger*innen unmittelbar nach dem Studium oder der Ausbildung und Nachwuchskräfte. Für Unternehmen werden passgenaue Workshops angeboten, die auf die Förderung beruflich relevanter Soft Skills, mentale Stabilität und Teamfähigkeit ausgerichtet sind. Ergänzend können modulare Add-ons, wie beispielsweise individuelle Soft-Skill-Erhebungen zur Sichtbarmachung von Entwicklungsverläufen und intergenerationale Workshops zu Wissenssicherung, integriert werden.

Das zugrunde liegende Finanzierungsmodell folgt einem solidarischen Wirkprinzip: Erlöse aus der Zusammenarbeit mit Unternehmen ermöglichen die kostenreduzierte Durchführung von Workshops an Schulen und in Jugendhilfeeinrichtungen für die nächste Generation. Auf diese Weise entsteht ein tragfähiger Kreislauf, der wirtschaftliche Nachhaltigkeit mit Bildungs- und Chancengerechtigkeit verbindet. mindmittens zielt damit auf ein zukunftsfähiges Modell an der Schnittstelle von Jugendsozialarbeit, Bildung und Arbeitswelt ab, das individuelle Entwicklung fördert und zugleich strukturelle Verantwortung übernimmt.

Autorin:
NADINE ALBRECHT, M. A. Psychosoziale Beratung; PhD Sportpsychologie an der Universität Münster; Geschäftsführerin der mindmittens gGmbH; Fachbereichsleitung Jugend & Quartier bei der AWO Ruhr-Mitte
✉ albrecht@mindmittens.de; www.mindmittens.de

Anmerkungen:

- Hurrelmann, Klaus / Bauer, Ulrich: Einführung in die Sozialisationstheorie (11. Aufl.), Weinheim 2015, S. 193 ff.
- Arnett, Jeffrey Jensen: Emerging Adulthood: A theory of development from the late teens through the twenties. *American Psychologist*, 55, 2000, S. 477.
- Fox, Kenneth R. / Lindwall, Magnus: Self-esteem and self-perceptions in sport and exercise. In: A. Papaioannou / D. Hackfort (Hrsg.): *Routledge Companion to Sport and Exercise Psychology: Global perspectives and fundamental concepts*, London 2014, S. 34–48.
- Fox, Kenneth R.: The effects of exercise on self-perceptions and self-esteem. In: S. Biddle / K. R. Fox / S. H. Boutchers (Hrsg.): *Physical activity and psychological well-being*, London 2003, S. 88–117.
- Hale, Gabrielle E. / Colquhoun, Luke / Lancaster, Deborah / Lewis, Nicky / Tyson, Philip J.: Physical activity interventions for the mental health and well-being of adolescents – a systematic review. *Child and Adolescent Mental Health*, 26(4), 2021, S. 357–368.
- Thomas, Nicole Maria / Hofer, Jan / Kranz, Dirk: Effects of an intergenerational program on adolescent self-concept clarity: A pilot study. *Journal of Personality*, 90(3), 2022, S. 476–489.
- Jerusalem, Matthias: Selbstwirksamkeit. In: N. Birbaumer / D. Frey / J. Kuhl / W. Schneider / R. Schwarzer (Hrsg.): *Enzyklopädie der Psychologie: Themenbereich C – Theorie und Forschung, Serie VI, Band 1: Selbst und soziale Kognition*, 2016, S. 160–190.
- Thomsen, Tamara / Lessing, Nora / Greve, Werner / Dresbach, Stefanie: Selbstkonzept und Selbstwert. In: A. Lohaus (Hrsg.): *Entwicklungspsychologie des Jugendalters*, Berlin 2018, S. 93–111.
- Ketelhut, Sascha / Wehlan, Emanuel / Ketelhut, Kerstin: Geschlechtsspezifische Unterschiede im physischen Selbstkonzept von Schülerinnen und Schülern. *sportunterricht*, 68(8), 2019; S. 345–350.
- Zamorano-García, David / Infantes-Paniagua, Álvaro / Cuevas-Campos, Ricardo / Fernández-Bustos, Juan Gregorio: Impact of Physical Activity-Based Interventions on Children and Adolescents' Physical Self-Concept: A Meta-Analysis. *Research Quarterly for Exercise and Sport*, 94(1), 2023, S. 1–14.
- Haufe Akademie: Future Skills Studie 2026. Welche Kompetenzen wirklich zählen und wo die Wahrnehmung von Führungskräften und Fachkräften auseinandergeht.

Freiburg 2026.

- Albrecht, Nadine / Tietjens, Maïke: „mindmittens“ – Entwicklung einer bewegungsunterstützten, psychosozialen Intervention mit boxspezifischen Elementen zur Stärkung des Selbstkonzepts jugendlicher Mädchen. Eine Pilotstudie. *Forum Kind Jugend Sport* 2024, 5, S. 24–36.
- Albrecht, Nadine: „mindmittens“ – Eine bewegungsorientierte, psychosoziale Intervention zur Förderung des Selbstkonzepts von Mädchen in der Adoleszenz. Unveröffentlichte Dissertation, Münster 2025.



Analyse

UNSICHTBAR UND GEFÜRCHTET

Jugendliche am Stadtrand Frankfurts

VON DAVID LORENZ, MARLENE BLÖTHNER, LEONORA HACKSTOCK,
TANJA OBERFELL UND CHRISTIAN KOLBE

Es gehörte zu den wichtigsten Musikereignissen der 1970er Jahre und feierte 2023 sein 50-jähriges Jubiläum. Über „Quadrophenia“ von The Who, eine Rockoper über rivalisierende Jugendbanden in den 60er und 70er Jahren in England, schrieb implizit Stanley Cohen (1987), indem er die Skandalisierung von Jugendgewalt unter Mods und Rockers in seinem Buch „Folk Devils and Moral Panics“ analysierte. In unserem Text geht es am Beispiel angstbesetzter Räume in einem Stadtteil um eine Aktualisierung dieser Debatten um „gefährliche Jugendliche“. Es geht um die Wirkmächtigkeit öffentlicher Skandalisierungskampagnen für die Produktion und Verbreitung von homogenisierenden Feindbildern, die bis in die Alltagserzählungen in einem Frankfurter Stadtteil einfließen können und in der Nichtnutzung öffentlicher (Angst)Räume einmünden – sowohl von Kindern als auch von Jugendlichen. Nur sind es nicht mehr Roller oder Motorrad fahrende „Halbstarke“, sondern, überwiegend migrantisierte Jugendliche im Stadtteil, die

in die Rolle als neue „folk devils“ schlüpfen. Heute vermehrt im Licht einer (nicht lediglich von rechts) inszenierten Moralpanik, in der nonkonformes Verhalten Jugendlicher mit rassistischen Versatzstücken zu einem homogenen Bild junger Migrant*innen verschmilzt und so eine gesamte Gruppe diffamiert.

Die im Einzelfall begründeten Sorgeerzählungen verbinden sich mit pauschalierten Anfeindungen und Diffamierungen und verschieben damit zugleich fatal die Konfliktichtung gegen eine ganze gesellschaftliche Gruppe, anstatt schwierige Wohnverhältnisse, schlechte städtische Anbindung, problematische Bildungszugänge und nicht zuletzt fehlende informelle Begegnungsorte für von Armut bedrohte oder betroffene Menschen zu skandalisieren (vgl. Cremer-Schäfer 2001, S. 15 f.). Diese bleiben seltsam unsichtbar. Und der Raum bleibt, wie in einer Art Pattsituation, ... leer.

Ein erster Eindruck: Wir laufen zu verschiedenen Zeiten durch einen Stadtteil im Westen Frankfurts, in dem überproportional viele armutsbetroffene Menschen leben. Auf den Plätzen, Wiesen und in den Zwischenräumen hält sich niemand länger auf. Wenn überhaupt, erscheint uns der öffentliche Raum lediglich als ein Transit- statt ein Verweilraum. Wie kommt das?

„Der öffentliche Raum erscheint (...) lediglich als ein Transit- statt ein Verweilraum.“

Im Rahmen einer explorativen Untersuchung¹ gingen wir – ein Team des Instituts für Stadt- und Regionalentwicklung der Frankfurt University of Applied Sciences – der Frage nach den Teilnahmemöglichkeiten von Kindern bis 12 Jahre an gesellschaftlichem und öffentlichem Leben in einem Stadtteil im Frankfurter Westen nach. Dieser Stadtteil hat eine bewegte Geschichte: Mit der Jahrhundertwende zum 20. Jahrhundert wurde aus einem Dorf nach und nach eine Schlafstadt für die Mitarbeiter*innen eines großen benachbarten Chemiekonzerns und deren Familien. Es entstanden kontinuierlich weitere Siedlungen, die inzwischen im Bestand von stadtnahen und privaten Wohnungsgesellschaften sind und sich architektonisch sowie vom Stadtbild von der damaligen Arbeiterkolonie unterscheiden. Der als arm geltende Stadtteil unterteilt sich in den Süden, der eher von einer (wohlhabenden) Mittelschicht bewohnt ist, und den Norden, in dem ein hoher Anteil der Bewohner*innen von Armut betroffen oder mindestens bedroht sind. Im Norden sind noch viele Wohnungen in der Sozialbindung. Es existiert eine klare Demarkationslinie. Räumlich und sozial. Die Grundschule für Privilegierte und die für Arme. Eine weiterführende Schule ist im Stadtteil nicht vorhanden, weswegen alle Kinder ab der fünften Klasse in die benachbarten Stadtteile pendeln. Kontakte gibt es auch deshalb zwischen dem Norden und dem Süden nur sporadisch. Soziale Segregation binnendifferenziert im Stadtteil.

Analog zu den Bedingungen vor Ort spaltet sich der Stadtteil auch hinsichtlich der räumlichen Mobilität. Es gibt die einen Familien, die privat über die entsprechenden Ressourcen verfügen, räumlich mobil und zeitlich flexibel sind, und die anderen, den diese Ressourcen – unter anderem aufgrund von Armut – nicht zur Verfügung stehen. Wer Teilnahme also nicht durch eigene Gärten, eigene Kinderzimmer oder privates Chauffieren organisieren und sicherstellen kann – die Anbindung an den öffentlichen Nahverkehr ist mäßig – verbleibt, so die Interviewaussagen von Kindern, ihren Eltern und Fachkräften, entweder im familiären Haushalt oder macht lediglich Erfahrungen in den verregelten Erziehungs-, Bildungs- und Betreuungseinrichtungen.

Man könnte meinen, die Menschen verlegten unter diesen Umständen ihr Leben entsprechend in Freiräume wie Spielplätze oder Wiesen im Stadtteil. Doch stattdessen wird der öffentliche Raum so gut wie nicht bespielt. Kennzeichnend für den Ort ist, dass er „lost“ wirkt, irgendwie vergessen. Dies erstaunt und erschreckt besonders im Zusammenhang damit, wenn laut der Daten aus Sozialstrukturanalysen die Menschen im nördlichen Stadtteil häufig sehr beengt wohnen müssen und diesen Raum gut nutzen könnten, ja fast müssten.

Wir haben uns gefragt, was die Gründe für die Nichtnutzung des öffentlichen Nahraums sein könnten. Der Stadtteil ist nicht hoch verdichtet, das heißt, Freiflächen stünden zur Verfügung und liegen oft brach. Die Qualität der Freiflächen ist nicht auffällig schlecht, an den Spielplätzen werden Geräte erneuert, es sei denn, dass sie aus ‚erzieherischen Gründen‘ angesichts des ‚Vandalismus‘ Jugendlicher „erstmal so [ge]lassen“ werden. Sowohl bei den ethnografischen Spaziergängen als auch in den Gesprächen mit Kindern und deren Eltern finden die Räume im Stadtteil jedoch als relevante Aufenthaltsorte selten Erwähnung.

Im Gegensatz dazu erzählt Salomon Korn, seit über 25 Jahren Vorsitzender der Jüdischen Gemeinde in Frankfurt, von seiner Zeit als Kind im DP-Camp in dem untersuchten Stadtteil:² „In [Stadtteil³] habe ich mich eigentlich sehr wohlgefühlt, als vierjähriger Junge, denn es war ein riesiger Spielplatz, obwohl es ein ‚Displaced persons‘-Lager war, aber für uns Kinder war es ein riesiger Spielplatz. Hin und wieder kamen Jeeps der amerikanischen Armee auch reingefahren, dann sind wir auf diesen Jeeps rumgeturnt.“ Die Schilderung Korns über Formen der Aneignung des Raums als Kind in den hoch prekären Zeiten des Jahres 1946 klingt romantisierend und steht in strengem Kontrast zu unseren Beobachtungen heute. Die fast naive Erzählung des Umherstreifens und sich Ausprobierens findet sich heute in den Erzählungen der befragten Kinder und ihrer Eltern von deren Alltag nicht mehr. Stattdessen zeugen die Darstellungen ihres Alltags weder von Möglichkeiten für informelles Lernen und Ausprobieren noch vom Sammeln von Autonomie- und Partizipationserfahrungen.

Dieser einst ermöglichte Erfahrungsraum scheint den Jugendlichen heute verwehrt. Dabei ist es für die Entwicklung von Jugendlichen essenziell, sich sukzessive von ihren Eltern als zentrale Sozialisationsinstanz lösen zu können (vgl. Beyers, Soenens und Vansteenkiste 2024). Jugendliche benötigen dafür jedoch auch ein Umfeld, das dies ermöglicht.

Zur Nichtnutzung der öffentlichen Plätze finden wir besonders zwei Narrative im Interviewmaterial regelmäßig vor. Der öffentliche Raum sei gefährlich oder zumindest unsicher und unwirtlich, angesichts der Jugendlichen oder eines „Männleins“, die sich dort aufhielten und für die Kinder bedrohlich



seien oder doch zumindest wirkten. Mehr noch als das Bild des „Männleins“, in den Erzählungen ein migrantisierter Mann mit ‚auffälligem Verhalten‘, der Kontakt zu den Kindern suchte, die aufgrund der Sprachbarriere nicht gelang, zog sich das Narrativ der „gefährlichen Jugendlichen“ durch viele der Gespräche und wurde als Anlass und Grund für die Angsträume der Kinder und ihrer Eltern angeführt. Sie wurden als homogene Einheit zu die Freiheit und Erfahrungsräume einschränkenden Schuldigen und Täterfiguren stilisiert. So schilderte uns ein Kind im Interview eine Situation, in der kiffende Jugendliche es wohl aus einem Park vertrieben haben und von Alpträumen über Gewalt von Jugendlichen, die sich daran anschlossen:

Kind: Ja, weil da waren Jugendliche und die haben uns mal aus dem Park geworfen.

I: Und was macht es mit dir? Also gehst du trotzdem noch in den Park?

Kind 05: Nein, [...] da gehen wir nicht mehr hin. [...] Weil guckt mal, dann denke ich zum Beispiel da fahr ich um die Ecke. Also als Traum. Auf einmal kommt da so ein Jugendlicher, reißt mich vom Roller und auf einmal liege ich da tot rum. (Interview Kind 5)

Wie hier mischen sich in die begründet sorgenvollen Erzählungen Angstprojektionen, die im Einzelfall ernst genommen und Anlass von Hilfe werden müssen. Zugleich sind die Erzählungen in den Interviews auffällig durchzogen von Narrationen über „gefährliche Jugendliche“. Diese pauschalierende Sicht auf „die Jugendlichen“ reproduziert generalisierende Bilder und diese erschweren dadurch sowohl Kindern als auch Jugendlichen die Aneignung und Teilhabe im öffentlichen Raum. Die Darstellungen in den Familien weisen auf eine „Besetzung“ des Raumes durch Jugendliche hin, die die Möglichkeiten für wichtige informelle Lernprozesse für Kinder unterbinden. Doch auch die Jugendlichen sind nicht da! Hoch fraktioniert, teilweise diskreditiert durch Anwohner*innen nutzen auch sie die für sie nur wenig geeigneten Plätze im Stadtteil kaum. In einem Interview, in dem der jugendliche Bruder anwesend war, fragt der Interviewer:

Was macht man eigentlich, wenn man in [Stadtteil] lebt und Jugendlischer ist? Was macht man dann so, wenn man rausgehen will? Wo geht man so hin?

Großer Bruder: Ja, das ist eine gute Frage. Also eigentlich, wenn ich mal draußen bin, dann entweder in der [Frankfurter] Innenstadt oder in [benachbarter Stadtteil]. (Interview Kind 01)

Ein Raum für Jugendliche stellt zwar der im Stadtteil ansässige Jugendtreff mit angegliedertem Jugendbüro dar, in dem sich drei Sozialarbeiter*innen den Bedarfen der Jugendlichen annehmen – jedoch unter erschwerten Bedingungen. Im Gespräch mit den Mitarbeitenden schildern diese die hohe Fluktuation, denn die Jugendlichen seien „ständig in Bewegung, weil sie keinen Ort zum Niederlassen haben“. Sie pendeln zwischen den benachbar-

ten Stadtteilen, dem urbanen Stadtzentrum und den verschiedenen dort ansässigen Angeboten der OKJA. Die Beziehungsarbeit zu den Jugendlichen werde dadurch erheblich erschwert. Sobald es im Jugendhaus Stress gebe, machten sich die Jugendlichen auf den Weg und „streunerten“ ins nächste Jugendhaus, bis der Konflikt vergessen geglaubt ist. Und trotz der vielen Bewegung der Jugendlichen – man vermutete sie im Stadtteil –, war die Installation einer aufsuchenden Jugendsozialarbeit vergeblich. Denn durch die Vertreibung der Jugendlichen von öffentlichen Orten und die damit einhergehenden Stigmatisierungserfahrungen im Stadtteil, sei es unmöglich gewesen, sie zu regelmäßigen Zeiten an regelmäßigen Orten aufzufinden.

Dabei, so die Schilderung der Fachkräfte der OKJA, ist die Jugendarbeit im Stadtteil von hoher Relevanz. Im Jugendhaus gebe es keine Jugendlichen, die nicht von Diskriminierung betroffen seien. In den Einrichtungen würden sie benachteiligt und aufgrund ihrer Armutserfahrungen kämen die Jugendlichen nie „runter“. Die Erfahrung, die sie – unter anderem im Stadtteil – machen, könnten von ihren Familien nicht aufgefangen werden und führten dazu, dass sie „keine Lust auf ihren Stadtteil“ hätten.

Gleichzeitig werden sie als bedrohliche Figuren dargestellt, die angeblich verhindern, dass Kinder informelle Erfahrungsangebote nutzen. Fehlende Orte und unterstützende Strukturen für Jugendliche führen dazu, dass diese nach eigenen Räumen suchen. Diese Suchbewegungen führen vor dem Hintergrund der homogenisierenden Skandalisierung als „folk devils“ im Stadtteil zu Anfeindungen gegenüber den Jugendlichen und Sorgen um die Sicherheit der Kinder.

Die demografischen Daten zur Bevölkerung des beschriebenen Stadtteils und kleinräumige Ergebnisse aus Wahlen der letzten Jahre geben zusätzliche Hinweise auf vorhandenes Konfliktpotential. So hat sich in den vergangenen zwei Generationen die Zusammensetzung der Bevölkerung vor allem durch den Zuzug jüngerer Menschen und Familien mit Migrationshintergrund stark verändert. Während mit 65,1 % der Großteil der über 65-jährigen Bewohner*innen keinen Migrationshintergrund hat, haben über 80 % der unter 18-jährigen Bewohner*innen entweder eine nicht-deutsche Staatsbürgerschaft oder einen Migrationshintergrund.⁴ Diese Veränderung in der Bevölkerung trifft auf einen für Frankfurter Verhältnisse überdurchschnittlich hohen Anteil an rechtsextremen politischen Einstellungen. So erlangte die AfD in der Bundestagswahl 2025 mit 16 % im Stadtteil deutlich mehr Stimmen als im Frankfurter Durchschnitt.⁵

Vor dem Hintergrund des rasanten Veränderungsprozesses in der Bevölkerungszusammensetzung des Stadtteils, der hohen Armutsquote und verbreiteter rassistischer Deutungsmuster werden gesellschaftliche Unsicherheiten auf migrantisierte Ju-

gendliche projiziert. Adoleszentes Austesten von Grenzen und Suchbewegungen zum eigenen Platz in der Gesellschaft werden zum Anlass für Angst und Ausschließung. Dabei agieren die Kinder in vielen Fällen die Ängste der Eltern aus. Das Verhältnis zum öffentlichen Raum im Stadtteil hat sich dadurch für Kinder innerhalb einer Generation grundlegend verändert, wie eine Mutter im Interview schildert:

Bei mir war das ein bisschen, ja, wir sind raus, wir sind morgens aufgestanden, [...], sind rausgegangen, ja und waren bis abends, wenn die Glocken geklingelt haben, waren wir unterwegs mit unseren Freunden. Das würde ich mich heute gar nicht trauen mit dem Ganzen, was so läuft. Also die ganzen Jugendlichen, die hier rummachen und die sind schon hart drauf. (Interview Kind 5)

Die Stärke dieser Emotionen ist dabei unabhängig von der tatsächlichen Präsenz von Jugendlichen im Stadtteil. Ähnlich wie bei rassistischen Ängsten vor Migrant*innen sind tatsächliche, regelmäßige Erfahrungen im Zusammenleben mit den „bedrohlichen Anderen“ keine Voraussetzung der Angst – die fehlenden tatsächlichen Kontakte verstärken Angst und Konflikte tendenziell (vgl. Asbrock et al 2012, Hewstone 2009). Durch die Abwesenheit von Jugendlichen im öffentlichen Raum erscheinen einzelne negative Erfahrungen umso typischer und wirken nach.

Das Ergebnis dieser Projektion gesellschaftlicher Konflikte auf Jugendliche ist bedrückend. In einem benachteiligten Stadtteil mit wenig öffentlicher Infrastruktur entstehen gerade für Kinder Angsträume, die für viele Kinder die Aneignung der wenigen noch vorhandenen kindgerechten öffentlichen Räume verhindern. Bedrohlich erscheinen dabei Jugendliche, für die es noch weniger öffentlichen Raum im Stadtteil gibt als für die Kinder. Während Jugendliche in andere Stadtteile ausweichen, beschränkt sich das eigenständige soziale Leben vieler Kinder auf das eigene Zuhause, die Schule und andere institutionelle Settings. Der öffentliche Raum wird von vielen Kindern nur in Begleitung ihrer Eltern genutzt und erkundet. Statt selbstbestimmter Aneignung und Suchbewegungen von Kindern und Jugendlichen prägt Leere das Bild des Stadtteils.

Im Licht der Analysen von Passeron und Bourdieu (1971) zur „Illusion der Chancengleichheit“ und im Zuge von Bildungsreformen der 1970er Jahre schrieb Hans-Joachim Heydorn (1980) gegen eine zu starke Gleichmacherei im Bildungsbereich ein Plädoyer für die „Ungleichheit für alle“.

Wir schließen uns an. Kinder und Jugendliche sind nicht Kinder und Jugendliche. Sie hegen individuelle Bedürfnisse, sie stellen sich gesellschaftlichen Herausforderungen auf unterschiedliche Weisen und sie sind verschieden ängstlich und wütend. Dafür brauchen sie Platz. Um sich auszuprobieren. Aus der Anerkennung von Individualität, als Ungleichheit für alle,

folgt die Notwendigkeit für Angebote im Raum, die den damit einhergehenden heterogenen Bedürfnissen gerecht werden können. Das gilt für Kinder, aber genauso für Jugendliche.

Autor*innen:

CHRISTIAN KOLBE, Professor für Kommunale Sozialpolitik und Armutsprävention an der Frankfurt University of Applied Sciences und Geschäftsführender Direktor des Instituts für Stadt- und Regionalentwicklung (ISR)

✉ cmkolbe@fra-uas.de

DAVID LORENZ, Lehrbeauftragter an der Frankfurt University of Applied Sciences und wissenschaftlicher Mitarbeiter im Jugend- und Sozialamt Frankfurt am Main

✉ david.lorenz@posteo.de

TANJA OBERFELL, anerkannte Sozialarbeiterin und ehem. Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Stadt- und Regionalentwicklung, Frankfurt am Main)

LEONORA HACKSTOCK, Sozialarbeiterin und ehem. Studentische Mitarbeiterin am Institut für Stadt- und Regionalentwicklung

MARLENE BLÖTHNER, Lehrbeauftragte an der University of Applied Sciences und Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Gender- und Frauenforschungszentrum der Hessischen Hochschulen

Anmerkungen:

- 1 Das bereits abgeschlossene Forschungsprojekt konzentrierte sich auf 6- bis 12-jährige armuts- und auch nicht armutsbetroffene Kinder des besagten Frankfurter Stadtteils. Jugendliche waren demnach kein Teil unseres Samples, sondern rückten nur in unser Erkenntnisinteresse, da sie einerseits als Verursacher von Angsträumen gelten, gleichzeitig würden jedoch die von uns befragten Kinder in wenigen Jahren selbst Teil dieser vom Stadtteil gefürchteten Gruppe sein.
- 2 Quelle: Dauerausstellung des Jüdischen Museums in Frankfurt am Main. *American Psychologist*, 55, 2000, S. 477.
- 3 „Stadtteil“ etc. im Folgenden, da anonymisiert.
- 4 https://statistikportal.frankfurt.de/ASW/ASW.dll?aw=Bev%C3%B6lkerung/Altersgruppen_20; zugegriffen am 20.02.2025.
- 5 https://statistikportal.frankfurt.de/download/FWA/Bundestagswahl/FWA_77_BW2025.pdf; zugegriffen am 28.02.2026.



„EIGENTLICH IST JUNG SEIN IMMER EINE SUCHBEWEGUNG.“

Maren Janetzko von der LAG Jugendsozialarbeit Baden-Württemberg und Malte Hennig vom Fachverband Jugendarbeit / Jugendsozialarbeit Brandenburg vertreten zwei Landesstrukturen der Jugendsozialarbeit, die Träger vernetzen, fachlichen Austausch organisieren und politische Interessen bündeln. Beide bringen Erfahrungen aus unterschiedlichen regionalen Kontexten und Handlungsfeldern ein – von Jugendmigrationsdiensten und Schulsozialarbeit bis hin zu Streetwork. Im Interview sprechen sie über Suchbewegungen junger Menschen, über Fragen von Identität und Teilhabe sowie über die Rolle der Jugendsozialarbeit an den Übergängen von Schule, Ausbildung und Gesellschaft.

DREIZEHN: Wenn ihr auf die Arbeit eurer Mitglieder schaut: Wie zeigen sich aktuell die Suchbewegungen junger Menschen? Welche Themen, Fragen oder Unsicherheiten begegnen euch in der Praxis?

MAREN JANETZKO: Die Themen sind sehr vielfältig. Wir haben im Vorfeld auch noch einmal bei Einrichtungen nachgefragt, weil wir als Landesstruktur ja oft nur zeitversetzt mitbekommen, was vor Ort passiert.

Was sich aber sehr deutlich zeigt, sind politische Entwicklungen und Zukunftsängste. Viele junge Menschen machen sich große Sorgen über die politische Lage und über ihre Zukunftsperspektiven. Dazu gehört natürlich der Klimawandel, aber auch die allgemeine weltpolitische Situation mit verschiedenen Krisen und Konflikten.

Diese Themen tauchen in der Arbeit vor Ort immer häufiger auf. Gleichzeitig erleben wir auch demokratiefeindliche Entwicklungen und eine zunehmende Unsicherheit darüber, wie es eigentlich weitergeht.

Viele junge Menschen stellen ganz grundlegende Fragen: Wie

Interview

„Viele junge Menschen stellen ganz grundlegende Fragen: Wie kann ich mir mein Leben später leisten?“

kann ich mir mein Leben später leisten? Werde ich eine Wohnung finden? Werde ich einen Job haben, von dem ich leben kann? Themen wie Wohnungslosigkeit, Ausbildungssuche oder Arbeitssuche spielen dabei eine große Rolle. Ein weiteres Thema sind Suchtproblematiken. Die tauchen ebenfalls in der Arbeit mit jungen Menschen auf. Bei jungen Migrant*innen und Geflüchteten hat sich außerdem die Frage nach der eigenen Perspektive noch einmal verschärft. Es geht um Bleibeperspektiven, um Aufenthaltsstatus und darum, wie es überhaupt weitergehen kann.

Dazu kommen Themen wie soziale Beziehungen und familiäre Konflikte. Viele junge Menschen beschäftigen Fragen wie: Was bedeutet Freundschaft? Wie funktionieren Beziehungen? Wie gehe ich mit Konflikten um?

Auch emotionale Belastungen, Einsamkeit und psychische Probleme nehmen zu. Viele junge Menschen sind stark belastet und suchen nach Möglichkeiten, damit umzugehen.

Und natürlich spielt auch Identität eine große Rolle: Wer bin ich eigentlich? Was will ich? Wie finde ich meinen Platz? Dabei geht es um Fragen der Zugehörigkeit, individuelle Themen wie z. B. Queerness, aber auch um Selbstwirksamkeit – also darum, ob junge Menschen überhaupt das Gefühl haben, etwas bewirken zu können.

Der Übergang von Schule in Ausbildung oder Beruf bleibt ebenfalls ein zentrales Thema. Digitalisierung spielt dabei zwar eine Rolle, aber eher als Querschnittsthema, das viele Bereiche beeinflusst.

„Viele Einrichtungen stehen unter großem Druck.“

MALTE HENNIG: Ich würde sagen, dass sich vieles von dem auch in Brandenburg zeigt.

Als ich euren Begriff „Suchbewegungen“ gelesen habe, habe ich zuerst gedacht: Eigentlich ist jung sein immer eine Suchbewegung. Junge Menschen sind grundsätzlich auf der Suche – nach Erfahrungen, nach Orientierung, nach Möglichkeiten. Was mir aber in den Gesprächen mit Trägern und Fachkräften besonders aufgefallen ist: Viele junge Menschen suchen im Moment vor allem Stabilität. Sie suchen etwas, das ihnen überhaupt erst ermöglicht, diese Suchbewegungen zu machen. Also stabile Strukturen, verlässliche Angebote und Orte, an denen sie sich orientieren können. Gerade in den ländlichen Regionen Brandenburgs fehlen solche Strukturen teilweise. Je weiter man sich von Berlin entfernt, desto weniger Infrastruktur gibt es oft vor Ort.

Deshalb ist es dort besonders wichtig, dass Jugendsozialarbeit verlässliche Angebote bereitstellt. Übergänge müssen funktionieren, Begegnungsorte müssen erreichbar sein und junge Menschen brauchen feste Bezugspersonen. Dort, wo das ge-

lingt, entstehen häufig sehr kreative Formen sozialräumlicher Arbeit.

Wenn ich also versuche, es zusammenzufassen: Die vielen Einzelprobleme, die Maren beschrieben hat, sehen wir auch. Aber dahinter steht oft ein grundlegender Wunsch nach Stabilität, Verlässlichkeit und Orientierung.

Wenn ihr auf die letzten Jahre schaut: Habt ihr den Eindruck, dass sich die Situation verändert hat? Werden Krisen oder gesellschaftliche Schiefen von jungen Menschen heute intensiver wahrgenommen als noch vor einigen Jahren?

MAREN JANETZKO: Was wir schon deutlich wahrnehmen, ist, dass sich seit der Coronapandemie einiges verändert und sich bestehendes noch zugespitzt hat. Gerade soziale Themen – also wie gehe ich mit anderen Menschen um, wie funktionieren Beziehungen – sind noch einmal stärker in den Fokus gerückt. Hinzu kommt, dass sich Krisen verdichten. Politische Instabilität, internationale Konflikte, der Krieg in der Ukraine – all das sind Themen, die auch junge Menschen beschäftigen.

Dazu kommen steigende Lebenshaltungskosten. Junge Menschen merken natürlich, dass Wohnungen teurer werden und dass vieles im Alltag mehr kostet. Gleichzeitig haben sie oft das Gefühl, dass ihre eigenen Möglichkeiten begrenzt sind.

Es gibt zwar scheinbar viele Wahlmöglichkeiten, aber faktisch stehen oft Barrieren im Weg.

Gerade im Bereich Migration erleben wir außerdem deutliche Veränderungen. Verschärfungen im Asylrecht oder Diskussionen über Zuwanderung wirken sich unmittelbar auf junge Menschen aus, die selbst betroffen sind. Sie erleben sich teilweise stärker als Zielscheibe politischer Debatten.

Ein weiteres Thema sind psychische Belastungen. Diese haben deutlich zugenommen, auch im Zusammenhang mit den vielen Krisen.

Und schließlich spielt auch die Digitalisierung eine Rolle. Informationen sind heute viel schneller verfügbar und erreichen junge Menschen in großer Dichte – häufig über soziale Medien. Gleichzeitig ist nicht immer klar, welche Informationen verlässlich sind und welche nicht. Auch das kann verunsichern.

MALTE HENNIG: Ich musste bei dieser Frage zuerst ein bisschen zynisch denken: Welche Rolle spielen eigentlich junge Menschen im Alltag der Politik? Denn das hängt ja miteinander zusammen.

Ich glaube, dass viele junge Menschen sehr politisch sind – manchmal ohne es selbst so zu nennen. Sobald Themen ihre eigene Lebensrealität betreffen, führen sie oft sehr differenzierte Diskussionen.

Die Frage ist eher, ob es Räume gibt, in denen diese Diskussionen stattfinden können.

Jugendsozialarbeit spielt hier eine wichtige Rolle. Sie schafft Orte, an denen solche Gespräche möglich sind und an denen junge Menschen erleben können, dass ihre Perspektiven ernst genommen werden.

„Junge Menschen brauchen Räume, in denen sie ausprobieren können, ohne sofort bewertet zu werden.“

Man kann sich das ein bisschen wie Wellenbrecher vorstellen: Jugendsozialarbeit fängt gesellschaftliche Spannungen auf und schafft Räume für Austausch und Orientierung. Dabei begegnen uns sehr unterschiedliche Gruppen. Es gibt hoch engagierte junge Menschen, die sich politisch einbringen wollen. Es gibt aber auch Jugendliche, die sich eher rechts orientieren oder sich von politischen Prozessen ausgeschlossen fühlen. Wenn man genauer hinschaut, stehen dahinter oft ähnliche Fragen: Gibt es vor Ort Perspektiven? Kann ich hier eine Ausbildung machen? Kann ich mir hier ein Leben aufbauen? Diese Fragen haben immer auch eine politische Dimension.

Wonach suchen junge Menschen politisch? Geht es eher um Mitbestimmung, um Sicherheit, um Zugehörigkeit – oder um etwas ganz anderes?

MALTE HENNIG: Ich glaube, dass Orientierung eine zentrale Rolle spielt. Junge Menschen brauchen die Erfahrung, dass Dinge veränderbar sind. Sie müssen erleben können, dass sie selbst etwas bewirken können. Diese Erfahrung von Selbstwirksamkeit ist sehr wichtig.

Dazu gehört auch, Fehler machen zu dürfen. Wir leben in einer Kultur, in der Scheitern häufig öffentlich sichtbar wird – zum Beispiel über soziale Medien. Das kann dazu führen, dass junge Menschen sich weniger trauen, Risiken einzugehen oder öffentlich Position zu beziehen. Deshalb brauchen sie Räume, in denen sie ausprobieren können, ohne sofort bewertet zu werden. Jugendsozialarbeit kann solche Räume schaffen.

MAREN JANETZKO: Ich sehe das ähnlich. Viele junge Menschen suchen Sicherheit und Orientierung – gerade angesichts der vielen Krisen. Gleichzeitig wünschen sie sich Anerkennung und Resonanz. Also die Erfahrung, dass ihre Perspektiven tatsächlich gehört werden und auch Konsequenzen haben können. Themen wie Wohnraum, Mobilität, finanzielle Sicherheit oder Klimapolitik spielen dabei eine große Rolle. Und auch Fragen von mentaler Gesundheit oder sozialer Absicherung werden zunehmend politisch wahrgenommen. Für Fachkräfte der Jugendsozialarbeit stellt sich dabei oft die Herausforderung, solche Themen überhaupt im Alltag aufzugreifen. Politische Bildung findet häufig in formalen Bildungssettings statt. In der Jugendsozialarbeit entstehen politische Gespräche dagegen oft eher beiläufig – zum Beispiel im Rahmen von Beratung oder Gruppenangeboten. Auch dafür braucht es Zeit und Ressourcen.

Welche Antworten kann Jugendsozialarbeit auf diese Suchbewegungen geben? Wo liegen aus eurer Sicht die besonderen Potenziale der verschiedenen Handlungsfelder?

MALTE HENNIG: Ich würde zunächst sagen: Wir haben kein Erkenntnisproblem, sondern ein Entscheidungsproblem. Wir wissen ziemlich genau, was junge Menschen brauchen. Das Problem ist eher, dass die notwendigen Ressourcen oft fehlen. In vielen Regionen stehen Kommunen finanziell stark unter

Druck. Das wirkt sich direkt auf Angebote der Jugendsozialarbeit aus. Wenn Jugendhilfeplanungen den tatsächlichen Bedarf vollständig abbilden würden, würde das oft bedeuten, dass deutlich mehr Mittel notwendig wären.

Deshalb stehen viele Einrichtungen unter großem Druck. Fachkräfte kämpfen häufig darum, ihre Angebote überhaupt aufrechterhalten zu können. Dabei sehen wir gleichzeitig, wie wichtig Jugendsozialarbeit für demokratische Prozesse ist. Sie schafft Räume für Begegnung, Vertrauen und Beteiligung. Deshalb brauchen wir eine gesellschaftliche Entscheidung, diese Infrastruktur langfristig zu sichern.

MAREN JANETZKO: Ich würde ergänzen, dass es eine ausdifferenzierte Jugendsozialarbeit braucht.

Unterschiedliche Handlungsfelder erfüllen unterschiedliche Funktionen. Schulsozialarbeit erreicht zum Beispiel alle jungen Menschen an einer Schule und kann frühzeitig unterstützen. Mobile Jugendarbeit erreicht wiederum eher diejenigen, die aus anderen Systemen herausfallen oder schwer erreichbar sind. Jugendmigrationsdienste begleiten junge Menschen mit Migrationserfahrung und unterstützen sie bei Fragen rund um Aufenthalt, Ausbildung oder Behördenkontakte. Und Jugendwohnen ermöglicht jungen Menschen oft überhaupt erst, eine Ausbildung an einem anderen Ort zu beginnen. Positiv ist, dass es seit Januar ein überarbeitetes Landes-Kinder- und Jugendhilfegesetz für Baden-Württemberg gibt, wo diese Ausdifferenzierung auch deutlich wird.

Diese verschiedenen Angebote greifen ineinander. Deshalb ist es wichtig, sie nicht gegeneinander auszuspielen oder zusammenzulegen, sondern ihre jeweiligen Funktionen zu erhalten. Nur so kann Jugendsozialarbeit den unterschiedlichen Bedarfen junger Menschen wirklich gerecht werden.

Wir würden gern noch auf eure Rolle als Landesstrukturen schauen. Ihr habt ein enormes Know-how. Wie bringt ihr die Perspektiven junger Menschen und diese Problemlagen auf Landesebene in politische Diskurse ein?

MALTE HENNIG: Wir reden viel mit dem Bildungsministerium, haben ein gutes Arbeitsverhältnis mit dem zuständigen Referat und bringen unsere fachliche Expertise als beratendes Mitglied im Landes-Kinder- und Jugendausschuss ein. Daneben arbeiten wir mit Kampagnen, Öffentlichkeitsarbeit und – wenn nötig – auch mit Demonstrationen. Wir versuchen immer wieder, die Kreativität von jungen Menschen und Fachkräften in Richtung politischer Kommunikation zu übersetzen. Wichtig ist auch der Schulterschluss mit anderen Akteur*innen auf Landes- und Bundesebene. In Brandenburg haben wir den Vorteil, dass viele relevante Organisationen bei uns Mitglied sind. Das erleichtert die Abstimmung.

Außerdem versuchen wir, Träger vor Ort zu stärken, damit sie in kommunalen Gremien stärker vertreten sind. Wir merken, dass es einen Unterschied macht, ob dort nur Fachkräfte sitzen oder auch Trägervertretungen.

Im Kern geht es uns darum, Strukturen so zu stärken, dass Fachkräfte den Rücken frei haben. Viele sagen ja zu Recht: Lasst mich bitte in Ruhe mit Öffentlichkeitsarbeit und Lobbyarbeit – ich will mit jungen Menschen arbeiten. Genau deshalb versuchen wir, diese Aufgaben auf Landesebene stärker zu übernehmen.

MAREN JANETZKO: Bei uns ist vieles ähnlich, nur in unsere Landesstruktur eingebunden. Wir setzen uns intern intensiv mit fachlichen Themen auseinander, entwickeln Stellungnahmen und Positionspapiere und sind eng mit anderen Verbänden der Jugendsozialarbeit sowie der Jugendarbeit auf Landesebene vernetzt.

Gerade in den aktuellen Haushaltsdebatten machen wir auch Kampagnenarbeit, veröffentlichen gemeinsame Pressemitteilungen und spielen Themen über Social Media aus. Instagram ist dabei mittlerweile ein wichtiger Kanal geworden.

Zugleich sind wir eng mit den zuständigen Ministerien im Austausch, vor allem mit dem Sozialministerium aufgrund der Förderstruktur. Wir sitzen in verschiedenen Gremien und Arbeitsrunden, etwa auch mit dem Kultusministerium, und werden in politische Prozesse eingebunden – zum Beispiel in die Überarbeitung des Landes-Kinder- und Jugendhilfegesetzes.

Wichtig sind außerdem regelmäßige Gespräche mit jugendpolitischen Sprecher*innen im Landtag. Dort können wir unsere Themen platzieren und deutlich machen, was Jugendsozialarbeit und junge Menschen brauchen.

Zum Schluss würden wir gern noch einmal nach vorn schauen. Was muss jetzt passieren, damit die Suchbewegungen junger Menschen und ihre Bedarfe nicht ins Leere laufen? Könnt ihr das in 3 Punkten zuspitzen?

MALTE HENNIG: Ich würde vorneweg sagen: Wir reden hier über professionelle Jugendsozialarbeit. Nicht über Ehrenamt – ohne das abzuwerten –, sondern über professionelle, gesetzlich verankerte Jugendsozialarbeit.

Für mich gibt es drei zentrale Punkte. Erstens: eine Entlastung kommunaler Haushalte. Nur dann kann Bedarf vor Ort wirklich erfasst und umgesetzt werden. Zweitens: ein Umdenken hin dazu, Jugendsozialarbeit als Infrastruktur zu verstehen – und auch entsprechend zu finanzieren. Nicht als Projektkette und nicht als Kostenfaktor. Und drittens: Kooperationen, die politisch gewollt sind, müssen auch systematisch abgesichert werden – etwa zwischen Schule, Jugendhilfe und den Systemen rund um Ausbildung und Beruf. Gerade mit Blick auf den Ganztage ist das ein wichtiger Punkt.

Wenn wir wollen, dass junge Menschen ausprobieren und ihren Weg finden können, brauchen sie verlässliche Strukturen. Dafür braucht es politische Entscheidungen.

MAREN JANETZKO: Ich würde vier Punkte nennen. Erstens: Jugendsozialarbeit stärken und sichern, damit sie langfristig

und verlässlich arbeiten kann und stabile Beziehungen zu jungen Menschen möglich sind.

Zweitens: junge Menschen selbst stärken – durch die Fachkräfte vor Ort, durch passende Angebote, politische Bildung und Förderung.

Drittens: Beteiligung so gestalten, dass tatsächlich Selbstwirksamkeitserfahrungen entstehen und nicht nur Anhörungen stattfinden.

Und viertens: eine gute Vernetzung der verschiedenen Ebenen. Die Zuständigkeiten zwischen Bund, Ländern, Kommunen und Trägern sind komplex. Diese besser aufeinander zu beziehen, ohne die Ausdifferenzierung zu verlieren, ist eine zentrale Stellschraube.

Das Interview für die Zeitschrift Dreizehn führten: BETTINA SZUSCIK, Referentin für Jugendsozialarbeit beim Internationaler Bund und ANNEMARIE BLOHM, Bundesarbeitsgemeinschaft Evangelische Jugendsozialarbeit e. V. (BAG EJSA) mit



(Baden-Württemberg)

✉ janetzko@lag-jugendsozialarbeit-bw.de



(Brandenburg)

✉ malte.hennig@fjb-online.de



Vor Ort

DAMIT DER SPRUNG INS ARBEITSLEBEN GELINGT

VON ULRIKE RAPP-HIRRLINGER

Die Evangelische Gesellschaft Stuttgart e. V. (eva) fördert mit ihren Angeboten „Yes, you can!“ und „Cambio“ junge Menschen auf ihrem Weg in den Beruf oder auch während der Ausbildung. Mit vielfältiger individueller Unterstützung werden sie an den Arbeitsmarkt herangeführt, aber auch im Alltag begleitet.

Der Name ist Programm: „Yes, you can!“ soll junge Menschen mit sogenannten Vermittlungshemmnissen aktivieren und stabilisieren, um ihnen so den Einstieg in den Arbeitsmarkt zu ermöglichen. Zielgruppe sind Menschen im Alter bis 28 Jahre, die Leistungen des Jobcenters Stuttgart erhalten und bei denen eine Vermittlung in andere Maßnahmen, Ausbildung oder Arbeit bisher nicht erfolgreich war. Sie werden vom Jobcenter an das Angebot, bei dem die eva mit dem Caritasverband Stuttgart kooperiert, verwiesen. Es wird vom Jobcenter finanziert und unterstützt seit 2009 junge Menschen, die ihr Leben neu ordnen und ins Berufsleben starten wollen. Dabei sollen Hindernisse beseitigt und Entwicklungspotenziale gefördert werden. Fast alle, die an „Yes, you can!“ teilnehmen, haben vielfältige Probleme: Schulden, Sucht, gesundheitliche Probleme oder psychische Belastungen gehören dazu, aber auch familiäre oder schulische Schwierigkeiten. Manche haben ihre Ziele aus den Augen verloren oder glauben nicht mehr daran, dass sie diese erreichen können. Deshalb brauche es stets individuelle Lösungen, sagt Sandra Mehnert, Mitarbeiterin bei „Yes, you can!“. Da ist es hilfreich, dass die eva mit anderen Fachstellen gut vernetzt ist und so auch an deren Unterstützungsangebote vermitteln kann.

Am Anfang steht eine Bestandsaufnahme der aktuellen Situation der Jugendlichen. Dabei werden die persönlichen Stärken des Einzelnen herausgearbeitet und nach Ressourcen geschaut. Dann geht es darum, mit ihnen eine realistische berufliche Perspektive zu entwickeln und diese schrittweise umzusetzen. Das kann ein Platz in einer weiterführenden Schule, ein Job oder eine Ausbildung sein. Es werden Schritte vereinbart, die zur Lösung der Probleme beitragen sollen. Ziel ist die Stabilisierung, bevor es auf dem Weg in Ausbildung oder Arbeit weitergeht. Am Ende sollen die Teilnehmenden selbständig sein und auf eigenen Beinen stehen.

Motaaz ist einer, dem „Yes you can!“ geholfen hat. Der 27-Jährige kam 2015 als minderjähriger Geflüchteter aus Syrien nach Deutschland, und wurde, wie viele, die an den Projekten der Jugendberufshilfe teilnehmen, zunächst von der Jugendhilfe betreut. „Eigentlich wollte ich was Handwerkliches machen“, erzählt er. Doch das Arbeiten auf Baustellen habe nicht gut geklappt. Eine Ausbildung als Stadtbahnfahrer scheiterte wegen

seines Aufenthaltsstatus. Inzwischen arbeitet er in der Gastronomie in Teilzeit und will die Arbeitszeit aufstocken. Denn inzwischen hat er eine junge Familie. „Ich will ohne Hilfe vom Jobcenter auskommen“, versichert er.



Sandra Mehnert im Gespräch mit Motaaz

Dieses Ziel hat er sich gemeinsam mit seiner Beraterin Sandra Mehnert gesteckt. Gemeinsam haben sie Schritte erarbeitet, die Motaaz den Weg in Arbeit ebnet sollen. Sie haben unter anderem an Bewerbungen gefeilt und geübt, wie man ein Vorstellungsgespräch führt. „Ohne Sandra Mehnert hätte ich es nicht geschafft. Ich kannte mich in Deutschland überhaupt nicht aus, wusste nicht, wie ich mich bewerben soll“, erzählt Motaaz.

Die Unterstützung geht meist weit über die Arbeitssuche hinaus. Sandra Mehnert half Motaaz, komplizierte Behördenformulare auszufüllen, Anträge bei der Ausländerbehörde zu stellen, bei der Suche nach einer Wohnung und einem Kinderarzt für den kleinen Sohn, für den zudem ein Asylantrag gestellt werden musste. Auch Motaazs Partnerin, die im Herbst eine pädagogische Ausbildung beginnen will, unterstützt sie. „Es geht vor allem um Hilfe zur Selbsthilfe“, erklärt Sandra Mehnert. Doch damit Menschen an diesen Punkt kommen, brauchen sie oft vielfältige Unterstützung. Mehrmals war Motaaz nahe dran aufzugeben – aus Enttäuschung darüber, dass Dinge nicht klappten, oder aus Unsicherheit gegenüber Prozessen, die er nicht kannte, erläuterte seine Beraterin. Dann sei es wichtig, zu stabilisieren, zu motivieren und persönliche Ressourcen zu entdecken. Nicht immer muss der Weg in eine Ausbildung münden. Motaaz meint,



Gemütliche Café-Runde mit Bion und Sandra Mehnert

dass es für ihn dafür zu spät ist. Er setzt auf die Arbeit in der Gastronomie, die ihm Spaß macht. „Ich habe das Gefühl, dass es jetzt aufwärts geht“, sagt er zuversichtlich.

Auch Bion kam mit vielfältigen Problemen zur eva. Der 29-Jährige stammt aus dem Kosovo und lebt seit 2015 in Deutschland. Bis vor einiger Zeit war er Dialyse-Patient. Es gelang ihm nicht, eine Ausbildung zu machen. Versuche in handwerklichen Berufen scheiterten an seinen gesundheitlichen Problemen, ein Job im Büro oder der Gastronomie gefielen ihm nicht. Inzwischen wurde ihm eine neue Niere transplantiert und er blickt zuversichtlich in die Zukunft: „Nach Abschluss der Reha mache ich einen Deutschkurs und dann will ich Lokführer werden“, sagt er. Im Projekt „Yes, you can!“ habe man ihm bei all seinen Problemen geholfen. Bei Behördengängen, der Klärung seines Aufenthaltsstatus, der Suche nach einer Wohnung und Ärzten ebenso wie nach einem geeigneten Beruf.

Oft fehlt den jungen Menschen, die Unterstützung bei der eva suchen, ein stabiles Elternhaus. Sandra Mehnert erzählt von einem 23-Jährigen, der trotz Fachhochschulreife den Einstieg in den Beruf einfach nicht schaffte. „Ihm fehlten der familiäre Rückhalt und damit auch die Orientierung.“ Immer wieder litt er unter Depressionen. Gemeinsam mit seiner Beraterin machte er sich auf die Suche nach persönlichen Stärken und Kraftquellen. Sie versuchten etwa systemisch zu ergründen, was dazu beigetragen hatte, dass er erfolgreich den Schulabschluss schaffte. „Inzwischen ist er auf einem guten Weg und wird im September wohl eine Ausbildung als Systeminformatiker machen“, berichtet Sandra Mehnert.

Vorgesehen ist eine Begleitung über etwa ein Jahr, doch manchmal dauert es auch länger, bis junge Menschen im Arbeitsleben Fuß fassen. Derzeit nehmen knapp 100 Personen an „Yes, you can!“ teil. Neben der individuellen Begleitung durch den persönlichen Berater oder die Beraterin können sie auch an anderen Aktionen und Kursen teilnehmen. Es gibt Unterricht in Mathematik und Deutsch, Bewerbungstraining, Kurse in Entspannungstechniken oder Kochen und Sportangebote wie

Boxen oder Fitness, einen Café-Vormittag, aber auch Outdoor- und Kreativangebote. Besondere Aktivitäten wie Ausflüge werden über Spenden finanziert.

Wer an „Cambio“ teilnimmt, ist meist schon einen Schritt weiter. Das Angebot auf der gesetzlichen Grundlage von § 13 SGB VIII richtet sich an junge Menschen im Alter zwischen 18 und 27 Jahren, die eine Berufsausbildung auf dem ersten Arbeitsmarkt beginnen wollen oder bereits eine Ausbildung begonnen haben und Unterstützung benötigen. Voraussetzung für die Teilnahme ist zudem, dass sie in Stuttgart wohnen, keine Leistungen des Jobcenters erhalten oder an Maßnahmen der Agentur für Arbeit teilnehmen. „Cambio“ gibt es seit 2015. Die 30 Plätze werden vom Jugendamt der Stadt Stuttgart finanziert. Hier können sich die jungen Menschen selbst melden. „Wir verstehen uns als Begleiter am Übergang von Schule zu Beruf“, sagt Miriam Schühle, Teamleiterin bei „Cambio“.



Miriam Schühle ist Teamleiterin von „Cambio“

Auch hier steht am Anfang eine umfassende Bestandsaufnahme: Wie ist die Lebenssituation, wie steht es um die Finanzen, um Gesundheit, Familie oder andere Ressourcen im Hintergrund. „Oft besteht am Anfang eine große Orientierungslosigkeit“, sagt Miriam Schühle. Dann müsse zunächst geklärt werden, welche Ausbildung für den Einzelnen passe und was auch realistisch sei. Die meisten hätten einen Schulabschluss, einige jedoch auch nicht. Vielen mangle es an Motivation oder einem

„Ich bin oft begeistert, was die jungen Leute erreichen. Vor allem, wenn man weiß, wie sie aufgewachsen sind.“

guten Selbstwertgefühl. Auch ihnen fehlt laut Miriam Schühle oft der familiäre Rückhalt und einige sind psychisch belastet. Andere haben Schulden, Schwierigkeiten im Umgang mit Behörden oder es fehlt an ausreichenden Sprachkenntnissen. „Diese Probleme blockieren den Kopf“, weiß die Teamleiterin. Dann gelte es, zu motivieren, zu begleiten, zu stabilisieren und zum Durchhalten zu ermutigen.



Die Mitarbeitenden unterstützen bei der Berufswahl und helfen dabei, Bewerbungsunterlagen zusammenzustellen, oder vermitteln Praktika zur Berufsorientierung. Und sie helfen, die finanzielle Situation zu sichern und, wenn gewünscht, bei der Ablösung vom Elternhaus und dem Übergang in eigenen Wohnraum. Bei der Suche nach geeigneten Ausbildungsstellen arbeitet die eva mit Kooperationsbetrieben zusammen. Sie weiß aber auch um die schwarzen Schafe. Dann unterstützen die „Cambio“-Mitarbeitenden auch schon mal beim Wechsel in einen anderen Betrieb. So wie bei der jungen Frau, die erst in der dritten Arztpraxis an der richtigen Stelle war. In der ersten Praxis sei der Arbeitgeber übergriffig gewesen und an der zweiten setzte ihr der raue Umgangston so sehr zu, dass sie nicht mehr schlafen konnte. Erst im dritten Anlauf klappte es, berichtet Miriam Schühle. Manchmal stellt sie Machtmissbrauch im Umgang mit Azubis fest. „Besonders schlimm ist die Abhängigkeit von jungen Menschen mit Aufenthaltstitel.“

Dramatisch war auch der Fall einer jungen Inderin, die sich selbstständig einen Ausbildungsplatz in der Pflege gesucht hatte und mit einem Ausbildungsvisum einreiste. Hoffnungsvoll startete sie in die Ausbildung, doch der heute 26-Jährigen wurde in der Probezeit gekündigt. Damit war auch die Mitarbeiterwohnung weg. Und ihre Aufenthaltserlaubnis war an die Ausbildung gekoppelt. In ihrer Not wandte sie sich an die eva. „Sie hatte keine Ahnung vom deutschen Ausbildungssystem“, sagt Miriam Schühle. Hier leiste „Cambio“ Orientierungshilfe. „Ziel ist es, die jungen Menschen so weit zu befähigen, dass sie möglichst viel selbst machen können“, erklärt sie. Mit Hilfe von „Cambio“ wurde ein neuer Ausbildungsplatz in der Pflege und eine neue Wohnung gefunden. Doch die junge Frau merkte, dass sie für den Pflegeberuf doch nicht geeignet ist,

berichtet Miriam Schühle. Nach einer Berufsorientierung begann sie eine Ausbildung im Einzelhandel. Mit Unterstützung von „Cambio“ hatte sie grünes Licht von der Ausländerbehörde bekommen. Doch auch hier brauchte es einen zweiten Anlauf: „Die Ausbildungsqualität stimmte einfach nicht“, sagt die Beraterin. In ihrem neuen Betrieb wurde die junge Frau nach ihrer Ausbildung nun in eine Festanstellung als Kauffrau im Einzelhandel übernommen.

Dass der Weg in den Beruf nicht immer geradlinig verläuft und dass dies vielfältige Ursachen haben kann, zeigt das Beispiel der jungen Frau, die ihr Ausbildung zur Erzieherin fast bis zum Ende durchhielt. Zum Gefühl, versagt zu haben, kam der Druck von zu Hause. Ihre Mutter, selbst depressiv, habe der Tochter das Versagen immer wieder vorgeworfen, erzählt Miriam Schühle. Nach einer ebenfalls abgebrochenen Ausbildung zur Friseurin wollte die junge Frau Fachinformatikerin werden. „Doch sie brachte aus unserer Sicht nicht die Voraussetzungen mit.“ Letztlich scheiterte auch dieser Versuch. „Wir geben nur unsere Einschätzung, entscheiden müssen die jungen Menschen selbst“, so Miriam Schühle. Hier half ein Gespräch mit der Mutter durch eine „Cambio“-Mitarbeiterin, eigentlich eine große Ausnahme. Derzeit absolviert die junge Frau eine Ausbildung zur Landschaftsgärtnerin, in der sie laut ihrer Beraterin nun ihre Stärken einsetzen und diese erfolgreich abschließen kann.

Häufig sind es Konflikte im Betrieb oder die falsche Berufswahl, die dazu führen, dass eine Ausbildung abgebrochen wird. „Dem versuchen wir möglichst vorzubeugen“, so Miriam Schühle. Oft helfe es, den Arbeitsalltag genau zu reflektieren und das Erlebte einzuordnen. Zudem können die Projektmitarbeitenden zwischen Ausbildungsbetrieb und Auszubildendem vermitteln. „Betriebe schätzen unsere Begleitung“, sagt die Teamleiterin. Wer Schwierigkeiten beim Berufsschulstoff hat, bekommt bei „Cambio“ zudem Nachhilfe, die zum Teil von Ehrenamtlichen geleistet wird. Auch Lernstrategien werden vermittelt.

„Ich bin oft begeistert, was die jungen Leute erreichen. Vor allem, wenn man weiß, wie sie aufgewachsen sind“, sagt Miriam Schühle und nennt Gewalterfahrungen, sexuelle Übergriffe oder mangelnde Unterstützung durch die Eltern. Und wenn sie doch scheitern, schauen die „Cambio“-Mitarbeitenden mit ihnen gemeinsam, woran es gelegen hat und wie es weitergehen kann. Immer hat die Begleitung neben der beruflichen Perspektive auch die persönlichen Lebensumstände im Blick. Ob „Yes, you can!“ oder „Cambio“: Beide Angebote leisten Alltags- und Lebensbegleitung für junge Menschen.

ULRIKE RAPP-HIRRLINGER, freie Journalistin
 ✉ rapp-hirrlinger@t-online.de



Vor Ort

„WER DU BIST – UND WER WILLST DU WERDEN?“

Wie das Betheljahr jungen Menschen hilft, sich selbst zu finden

VON ROBERT B. FISHMAN

Das Betheljahr ist ein Freiwilliges Soziales Jahr bei den v. Bodelschwingschen Stiftungen Bethel in Bielefeld. Wer mitmacht, arbeitet ein Jahr lang in sozialen oder medizinischen Einrichtungen – mit Menschen mit Behinderung, mit älteren Menschen, mit Kranken. An 25 Seminartagen im Jahr geht es für die Teilnehmenden um das Leben selbst.

Schule fragt: Was kannst du? Das Betheljahr fragt: Wer bist du?

Diakon Martin Eickhoff-Drexel begleitet die Teilnehmerinnen und Teilnehmer als Referent durch ihr Jahr in Bethel. „Das System Schule“, sagt er, „ist nicht darauf ausgerichtet zu fragen: ‚Wer bist du – und wer willst du sein?‘ Diesen Raum öffnen wir hier.“ Welchen Sinn hat das Leben – auch wenn jemand krank ist oder leidet? Was ist mir wirklich wichtig? Wie will ich mein Leben gestalten? Antworten auf diese Fragen suchen die jungen Leute zusammen in den Seminaren des Betheljahres.

Eine Gruppe wie eine kleine Gesellschaft

25 junge Menschen, ein Referent, eine feste Gruppe. Diese Gemeinschaft wird im Laufe des Jahres zum Übungsfeld. Für Reden. Für Zuhören. Für Aushalten, wenn jemand eine andere Meinung einbringt. Die Gruppe erarbeitet zu Beginn gemeinsam ihre eigenen Seminarregeln. Für Diakon Eickhoff-Drexel ist das „Demokratie-Unterricht.“ Wer lernt, Regeln selbst auszuhandeln, lernt, wie Gesellschaft funktioniert. Die Seminargruppe wird zu einer Gesellschaft im Kleinen, die ihre eigenen Fragen stellt.

Krieg, Rechtsruck, KI – die Themen kommen von den Jugendlichen selbst

Die Antworten: Krieg und Frieden. Demokratie in Gefahr. Rechtsruck in Europa. Künstliche Intelligenz. „Soziale“ Medien. Die Gruppen bearbeiten diese Themen in Rollenspielen, mit der Vier-Felder-Methode, mit Techniken der gewaltfreien Kommunikation (GFK) und anderen Konzepten. Und manchmal auch mit einem Besuch im Bundestag – um Politik nicht nur zu besprechen, sondern zu erleben.

Ein Thema taucht dabei immer wieder auf: Wehrpflicht. Und

statt darüber zu streiten, übt die Gruppe etwas, das viel schwerer ist: Friedensfähigkeit. Zuhören. Aushalten. Nicht sofort gewinnen wollen. „Wir stellen den Raum für Austausch, für verschiedene Meinungen“, sagt Eickhoff-Drexel. Das ist mindestens so wichtig wie jeder Lehrplan, besonders in Zeiten, in denen viele in ihrer eigenen Blase leben.

Praxis, die unter die Haut geht

Wer täglich mit jemandem zusammen ist, der Hilfe benötigt – und der trotzdem lacht, kämpft, lebt – der*die verändert sich. „Danke, schön, dass du da bist. Kommst du morgen wieder?“ – Solche Sätze hören die Jugendlichen von den Menschen, mit denen sie arbeiten. Für Eickhoff-Drexel ist das ein Markenzeichen für soziale Berufe. Viele Teilnehmer*innen erleben hier zum ersten Mal: Ich bin gefragt. Ich werde gebraucht. Der Diakon nennt diese Erfahrung Selbstwirksamkeit. Sie motiviert, wirkt als innerer Antrieb.

Schnuppern, wo man sonst nie hinkommt

Wer Kunst mag, darf eine Woche in die Bethel-Kunstwerkstatt Lydda. Wer sich für Jura interessiert, kann die Rechtsabteilung kennenlernen. Das Betheljahr ermöglicht zusätzlich zur festen Arbeitsstelle ein Schnupperpraktikum an anderer Stelle – weit weg vom gewohnten Alltag –, um Neues auszuprobieren und sich zu orientieren. Das Betheljahr ist offen für alle, unabhängig vom Schulabschluss und der Herkunft. Einzige Voraussetzung: zehn Jahre Schule. Noten spielen keine Rolle.

Was bleibt

Am Ende des Jahres steht ein Abschlussseminar. Die Frage: Was nehme ich mit ins Leben? Die Antworten sind so verschieden wie die Menschen, die das Jahr erlebt haben. Sie haben Lebenswelten kennengelernt, die sie sonst nie gesehen hätten. Sie haben Fragen gestellt, die die Schule nie gestellt hat. Und sie haben gemerkt, dass soziale Berufe nicht reich machen – aber sicher und sinnvoll sind. Kein Algorithmus, keine KI wird diese Arbeit übernehmen können.

In Deutschland gibt es nach Bethel-Angaben jedes Jahr rund 80.000 Freiwilligendienstleistende. Das sind etwa zehn Prozent aller Schulabsolventen. Wir haben mit jungen Leuten gesprochen, die ein Betheljahr machen. Wie bei einem Barcamp stellen sie sich mit Hashtags vor, die sie ihrer Meinung nach am treffendsten beschreiben.

„Plan A hat nicht geklappt – Plan B und C auch nicht.“

Maximilian 19

#wissbegierig,
#individualistisch



Maximilian, kurz Max, wollte nach dem Abi studieren, am liebsten Geisteswissenschaften, gerne im dualen Studium. Weil er nicht genau wusste, was das Richtige für ihn war, und er nicht „auf der faulen Haut liegen“ wollte, bewarb er sich um eine Stelle im Betheljahr, dem Freiwilligen Sozialen Jahr der v. Bodelschwingschen Stiftungen Bethel.

Plan A, ein duales Studium bei der Stadt, sagt er, habe nicht geklappt, Plan B und C auch nicht. B wäre eine Betheljahr-Stelle beim Radiosender Antenne Bethel geworden. Bei Antenne Bethel wollte er die Grundlagen des Journalismus lernen. Er kann sich gut vorstellen, nach einem geisteswissenschaftlichen Studium bei einer Fachzeitschrift als Redakteur zu arbeiten. Plan C war eine Betheljahr-Stelle in einer Schule weit draußen in Eckartsheim. Dafür hätte er ein Auto gebraucht.

Alle drei Stellen hat er nicht bekommen. So landete er im Fahrdienst. „Wir fahren in der Regel immer die gleichen Strecken in Bethel“, erzählt Max, Menschen mit Behinderung zum Arzt, zur Arbeit oder zu Veranstaltungen im Bethel-Kulturzentrum „Neue Schmiede“. Die Arbeit sei „eher monoton, schon in Ordnung, aber ihm fehlt dort das intellektuelle Futter“.

Am liebsten würde er die Zeit anhalten, um noch mehr und noch schneller zu lesen. „Ich versuche, so viel Wissen wie

möglich in mich reinzustoßen“, erzählt er in seiner ruhigen, nachdenklichen Art mit vielen Pausen zwischen den Sätzen und Worten. Sinn im Leben findet er in Freundschaften, seiner Familie und darin, „die Welt, so wie sie ist, so gut wie möglich zu begreifen.“

Aufgewachsen sei er in „bürgerlich-liberalen Verhältnissen“, sein Vater ist Diplom-Ingenieur und Architekt, seine Mutter Betriebsfachwirtin. Inzwischen versteht er sich als „Marxist, der sich eine klassenlose Gesellschaft wünscht“. Der weltweite Kapitalismus könne weder die soziale Frage noch die Klimakatastrophe lösen.

Die Bedrohung aus dem heutigen Russland sieht Max eher als hypothetisch. Das Land habe nicht die Ressourcen, um die NATO anzugreifen. Deshalb hält er auch nichts von der Wehrpflicht und würde auch nicht zur Bundeswehr gehen. Er möchte „für einen bürgerlichen Staat“ weder kämpfen noch sterben. Ob bei der Wehrpflicht oder bei anderen Themen: Politik höre tatsächlich wenig auf Jugendliche. In einem Land, in dem die große Mehrheit der Wähler über 60 ist, sei das auch nicht anders zu erwarten.

„Politik hört tatsächlich wenig auf Jugendliche.“

Selbst ist der nach eigenen Worten eher „menschenscheu“ Max bisher nicht politisch engagiert. Auch im „Social-Media-Game“ sei er „so gut wie gar nicht drin“. Freunde zeigten ihm häufig Inhalte auf Instagram. Ansonsten schaut er Videos auf YouTube und hört gerne Podcasts. Ausgeschlossen fühlt er sich deshalb nicht. „Wenn da mal etwas Interessantes ist, dann zeigt man mir sowas auch häufig direkt.“ Max trifft sich lieber analog mit Leuten oder telefoniert.

Er sei weder on- noch offline der „Typ Mitläufer“ und prüfe genau, ob er sich einem Trend anschließen möchte. Gerade damit habe er sich einen gewissen Status verschafft, ebenso mit seinem „ungewöhnlichen Kleidungsstil“: Polohemden, Hemden und gerne auch mal ein Anzug. Er liebe „den Kontrast – aussehen wie der größte Spießler, aber gleichzeitig genau das eben nicht zu sein.“ So sieht man ihm seine Haltung zu politischen oder gesellschaftlichen Themen nicht an.

Seine Freunde und seine Familie akzeptierten ihn so, wie er ist. In seinen Freundschaften findet Max tiefe Gespräche und Verständnis füreinander. Das sei für ihn das Wichtigste.

„Die Jugend wird keine Welt mehr haben, wenn alle so weitermachen.“

Sarah, 18

#queer, #mentalHealthmatters
#irgendwasmitMedizin



Sarah wollte nach dem Abi direkt Medizin studieren. Doch dafür reichte ihr Schnitt von 1,7 nicht. Jetzt versucht sie es über den „Medizinertest“ und macht ein Betheljahr in der Kardiologie im Krankenhaus. Damit ist sie „sehr, sehr zufrieden. Ich kann da viel alleine machen, komme richtig gut mit den Kolleg*innen klar.“ Dass sie so vielen Menschen helfen könne, helfe auch ihr. „Wenn die Patienten sich freuen, mich zu sehen, gibt mir das ein Riesenselbstbewusstsein.“

Als Kind und Jugendliche hat sie unter ihrer chronischen Krankheit gelitten, einem Typ 1 Diabetes – und unter ihren psychischen Problemen. Bei Typ-1-Diabetes greift das körpereigene Immunsystem die Betazellen in der Bauchspeicheldrüse an. Diese Betazellen haben die Aufgabe, Insulin zu produzieren. Wenn immer mehr Betazellen zerstört sind und der Körper weniger Insulin in das Blut abgibt, steigt der Blutzucker und Typ-1-Diabetes entsteht. Die Krankheit trifft oft Kinder, deren Eltern eine Autoimmunkrankheit haben.

Wenn sie zu viel oder zu wenig Zucker im Blut hat, muss sie sich ausruhen. Weil ihr das niemand ansieht, muss sie sich immer wieder erklären. Eine enorme Belastung. Sie hatte schwere Depressionen, hat sich selbst verletzt und wollte nicht mehr leben. Mehrfach war sie in der Psychiatrie, manchmal für zweimal drei Monate und weitere zwei Wochen.

Albtraum Psychiatrie

Gut ging es ihr dort nicht: Medikamente mit starken Nebenwirkungen, extreme Unterzuckerung, Heißhungerattacken und Gewichtszunahme. Ärzt*innen, die ihr Lügen unterstellten, und Mitpatient*innen, die wegen Panikattacken fixiert, also am Bett festgebunden wurden. Corona hat ihre Not noch verschlimmert. In der Isolation verstärkten sich ihre negativen Gedanken und Gefühle. Inzwischen geht es ihr viel besser, auch dank einer Psychotherapie, ihres Umzugs nach Bethel und den bestärkenden Erfahrungen im Betheljahr. Von Freunden und Familie fühlt sie sich „gut unterstützt“.

Über ihre psychischen Probleme spricht Sarah ebenso offen, wie über ihr Queersein. Erst war da das Gefühl, dass „etwas mit ihr nicht stimmt“. Sie dachte, es läge an ihr, und fing an, im Netz zu recherchieren. Auf Social-Media-Kanälen erfuhr sie von anderen, dass sie damit nicht alleine ist, fand Informationen und Zuspruch.

Heute sagt sie frei heraus, dass „sie auf Frauen und Männer steht“, geht auf Demos für Queer-Rechte und zum CSD, der jährlichen Pride-Parade der Queeren.

Die „sozialen Medien“ sieht sie gespalten. Sie hält es für richtig, Kindern unter 14 den Zugang zu verbieten. „In dem Alter fällt man auf Falschinformationen einfach rein.“ Das weiß sie aus eigener Erfahrung. Wichtiger als ein Verbot ist ihr, dass die Schulen den Jugendlichen die nötige Medienkompetenz vermitteln. Da reiche es nicht, vor „Social Media“ zu warnen. „Ich glaube, man muss es dann noch tiefer vermitteln“, zum Beispiel zeigen, wie man „Falschnachrichten erkennt und richtig mit Medien umgeht“.

Nicht nur bei diesem Thema interessiere sich die Politik zu wenig für Jugendliche. „Die sollten uns mehr zuhören.“ Der Bundespräsident habe sich bei seinem Besuch in ihrer früheren Schule Zeit für die Schülerinnen und Schüler genommen und der Bürgermeister komme öfter zu Gesprächen. „Schon mal gute Schritte.“ Sarah wünscht sich, dass die maroden Schulen endlich renoviert werden.

Die drohende Klimakatastrophe macht ihr Angst. „Mein Onkel arbeitet in der Landwirtschaft. Er erlebt, wie die Felder immer mehr austrocknen und die Gewinne immer kleiner werden.“ Für die ältere Generation scheint das Klima nicht so wichtig, aber die Jugend wird „keine Welt mehr haben“, wenn alle so weitermachen. Sarah versucht, ihr Leben umzustellen: saisonal und regional einkaufen, möglichst wenig wegschmeißen, möglichst wenig Plastik benutzen, öffentliche Verkehrsmittel nutzen.

„Ich würde die Zeit gern in eine Welt ohne soziale Medien zurückdrehen.“

Kari, 18

#Glaube, #Liebe #Empathie



Kari hat eine Ausbildung zur Kosmetikerin absolviert und dann das Fachabitur gemacht. Vier, fünf Monate wusste sie nicht, wie es weitergehen sollte, hat sich nicht getraut, irgendwo anzufragen und sich zu bewerben, aus Angst vor Ablehnung, bis ein Freund sie auf die Idee gebracht hat, sich für ein Betheljahr zu bewerben. Sie arbeitet in einem Altenpflegeheim, hilft, wo sie gebraucht wird, beim Essen anreichen, in der Küche und geht mit Bewohnerinnen und Bewohnern spazieren. Die Arbeit macht ihr Spaß, „ja sehr“, und sie würde so etwas „jederzeit wieder machen“.

Mit erst 18 hat sie schon einige Krisen überstanden: schwer depressive Phasen, in denen sie den Lebensmut verloren hat, zwei schwierige Beziehungen, eine zu einem Mann, der älter war als sie. „Soziale Ängste“ hatte sie, die in der Coronazeit noch schlimmer geworden seien, „sich so leer gefühlt“. Sie hat sich „zur Schule geschleppt“ und ihre Lebensfreude verloren.

Die Wende brachte ein Freund, der sie mit in seine Kirchengemeinde mitgenommen hat, eine Freikirche in der Nachbarstadt. „Da wurde gesungen. Das hat mich direkt berührt, diese Freude, die müssen richtigen Spaß am Leben haben, und das kannte ich nicht.“ Kari kam wieder, immer öfter und blieb dabei, hat das Neue Testament 90 Tagen durchgearbeitet. „Diese Worte haben mich so berührt. Das, was in der Bibel steht, war genau das, wie ich auch schon oft gedacht habe.“ Ihre Lebenslust kam zurück. „Ich habe alle Menschen angelächelt.“

Jetzt steht „Gott für sie an erster Stelle“. Sie will „diese Liebe weitergeben und das eigene Ego zurückstellen.“ Die strengen Regeln der Freikirche, kein Sex vor der Ehe, kein Alkohol, findet sie „krass“. Aber alle Menschen seien Sünder, sie auch. Aufgewachsen ist sie „sehr behütet“, mit der „vollen Unterstützung ihrer Eltern, die ihren Weg respektieren“.

„Menschenfurcht“ nennt sie das Gefühl, das sie oft daran hindert, im entscheidenden Moment zu widersprechen. Sie erinnert sich an eine Bürgerversammlung in ihrem Heimatort: Die Gemeinde stellte eine geplante Unterkunft für Geflüchtete vor, in der die Asylsuchenden ein besseres Quartier bekommen sollten. Leute hätten dazwischengerufen, dass das „Schwerkriminelle“ seien, die man im Ort nicht haben wolle. Deutschland müsse sich abriegeln. Kari war entsetzt. „Wir würden uns doch auch über eine Unterkunft freuen, wenn wir von hier fliehen müssten.“ Kari hat sich vorgenommen, in Zukunft den Mund aufzumachen und für ihre Meinung einzustehen, auch auf der Arbeit und am besten im direkten Gespräch mit der Person, um die es geht.

Handysüchtig

Online meldet sie zumindest die Hasskommentare, die ihr immer wieder begegnen. Es sei „erschreckend, was Leute da reinschreiben“. Gerne würde sie die Zeit in die 80er oder 90er zurückdrehen, als es noch keine „sozialen Medien“ gab. Sie schafft es viel zu selten, das „Handy mal wegzulegen“. Süchtig sei sie „auf jeden Fall“. Gewohnheit, der schnelle Zugriff und die Angst, etwas zu verpassen, wenn ihr zum Beispiel ein Freund ein Video schickt und sie es nicht gleich anschaut. Die KI mit ihren Möglichkeiten macht ihr Angst. Fake-Videos, die man nicht mehr erkennt, immer mehr, immer besser gemachte Desinformation.

Mit der Klimakrise beschäftigt sie sich weniger, versucht ihren Konsum zu reduzieren, aber das Auto will sie behalten. Für längere Strecken mit Bahn oder Fahrrad sei sie „zu faul“. Die Züge fallen oft aus und die Verbindungen seien zu schlecht. Ihr Vater arbeitet auch in Bethel. Er fährt die gut zehn Kilometer jeden Tag mit dem Fahrrad, bei fast jedem Wetter.

Nach dem Betheljahr will sich Kira um eine Ausbildung zur Ergotherapeutin bewerben, Menschen wie ihrer MS-kranken Mutter helfen. Der direkte Kontakt mit Menschen gefällt ihr. Die Menschen, sagt Kira, „werden immer egoistischer“. Ihr Wunsch: Liebe, Empathie und dass Menschen nicht verurteilt werden, nur weil sie anders aussehen oder aus einem anderen Land kommen.

Autor:

ROBERT B. FISHMAN, freier Journalist

✉ rbfishman@t-online.de

Praxis
konkret



FANARBEIT ALS PÄDAGOGISCHER RAUM JUGENDLICHER SUCHBEWEGUNGEN

VON NADINE ALBRECHT

Identität in der Jugend und Adoleszenz

Entwicklungsverläufe im Jugendalter sowie der Adoleszenz sind durch komplexe Suchbewegungen gekennzeichnet, in denen Identitätsbildung, das Erleben und Fühlen von Zugehörigkeit und soziale Positionierungen in dynamischer Wechselwirkung stehen. Diese Suchbewegungen verlaufen nicht linear, sondern spiegeln soziale Fähigkeiten, kulturelle Erwartungen und individuelle Ambivalenzen wider. Identität ist dabei kein statischer Zustand, sondern ein sich ständig rekonstruierender Prozess sozialen Aushandelns.¹ In der sozialwissenschaftlichen Forschung gilt die Jugendphase als Statuspassage, in der persönliche Kohärenz und sozial integrierte Rollenbildung ausgehandelt werden müssen.²

Professionelles sozialpädagogisches Handeln integriert diese Perspektive, indem es Suchbewegungen junger Menschen nicht als Defizit, sondern als entwicklungslogischen Modus versteht. Die Identitätsentwicklung Jugendlicher lässt sich nicht losgelöst von gesellschaftlichen Rahmenbedingungen denken: Bildungsbiografien, sozialräumliche Ungleichheiten und normative Übergangserwartungen prägen subjektive Deutungsmuster.³ Insbesondere Jugendliche, deren Lebensverläufe von Brüchen, Ausschlüssen oder instabilen biografischen Verknüpfungen geprägt sind, suchen nach sozialen Räumen, in denen Anerkennung, Stabilität und Selbstwirksamkeit erfahrbar werden.⁴

Vor diesem Hintergrund sind organisierte Fußballfanszenen ein hochverdichteter sozialer Raum jugendlicher Identitätsbildungsprozesse.

Im weiteren Verlauf wird aufgezeigt, auf welcher rechtlichen Grundlage die Soziale Arbeit der Fanprojekte basiert.

Rechtliche Verankerung sozialpädagogischer Fanarbeit und vereinsunabhängiger Fanprojekte

Ein zentraler Bezugspunkt der professionellen Arbeit der Fanprojekte ist ihre rechtliche Verortung im Rahmen des SGB VIII für Kinder- und Jugendhilfe. Insbesondere die §§ 11 und 13 akzentuieren die Förderung junger Menschen in ihrer individuellen und sozialen Entwicklung, die Stärkung eigenverantwortlichen Handelns sowie die Ermöglichung gesellschaftlicher Teilhabe. Fanprojekte sind damit nicht bloß freizeitpädagogische Ange-

bote, sondern gesetzlich legitimierte Formen der Jugendhilfe mit einem klar definierten Bildungs- und Unterstützungsauftrag. Die sozialpädagogische Fanarbeit ist in Deutschland nicht nur pädagogisch definiert, sondern organisatorisch und konzeptionell im Nationalen Konzept Sport und Sicherheit (NKSS) verankert. Die Fanprojekte gelten im NKSS als „besondere Form der Jugend und Sozialarbeit“ mit einem szenenahen, sozialpädagogischen Zugang zu aktiven Fanszenen.⁵

Sie bewegen sich u. a. in Bereichen der Unterstützung, Prävention und sozialpädagogischen Intervention. Professionelle Fanarbeit setzt dabei auf lebensweltorientierte Ansätze, die Jugendliche in ihren sozialen Bezügen hören, wahrnehmen und jugendtypische Verhaltensweisen gemeinsam mit der Zielgruppe reflektieren. Die Arbeit erfordert folglich ein hohes Maß an professioneller Handlungskompetenz, situativer Reflexionsfähigkeit und klarer fachlicher Haltung.

Ultras und ultraorientierte Fanszenen als besondere Zielgruppe

Die Fanszene bietet nicht nur Konsumerfahrungen, sondern kollektive Sinnangebote, kulturelle Zugehörigkeit und kommunikative Praktiken, die tief in symbolische Ordnungssysteme eingebettet sind. Patrick Arnold zeigt in seiner Studie zur Sozialen Arbeit im Fußball, dass das organisierte Fan sein nicht lediglich ein Freizeitvergnügen darstellt, sondern das Mitwirken und Sich entfalten in komplexen, sozialen Milieus mit eigenen Normen, Ritualen und Erwartungshorizonten mit sich bringt. In dieser Lebenswelt werden Identitätserfahrungen ausgehandelt.⁶

Die Ultraszenen sind innerhalb dieses Partizipationsfeldes besonders hervorzuheben, da sie symbolische Identifikationsangebote mit organisationaler Struktur und kollektiver Praxis verbindet.⁷

„Identitätsentwicklung ist ein dynamischer Prozess sozialen Aushandelns.“

Ultras lassen sich als jugendliche Szenen charakterisieren, die durch freiwillige Zugehörigkeit, emotionale Intensität und symbolische Ordnungsmuster gekennzeichnet sind. Die Szenen operieren nicht primär auf Basis institutioneller Anerkennung,

sondern entlang sozialer Codes, kollektiver Rituale und symbolischer Grenzziehungen. Ultraspezifische Praktiken, etwa Choreografien, Fahnen, Gesänge und Blocklogiken, verdeutlichen, dass kollektive Identitätserfahrungen nicht nur kognitiv, sondern performativ hergestellt werden.⁸

Die sozialwissenschaftliche Fanforschung unterscheidet zwischen externen Zuschreibungen und internen Selbstverortungen innerhalb der Szene. Öffentliche Diskurse, etwa durch Medien oder Sicherheitsbehörden, neigen dazu, Ultras entlang von Risiko- und Devianzparametern zu kategorisieren.⁹ Hervorzuheben ist, dass Fanprojekte nach dem Prinzip der kritischen Parteilichkeit arbeiten und versuchen mit präventiven Maßnahmen, Kontinuitäten strafbaren Verhaltens zu durchbrechen.

„Fanszenen sind hochverdichtete Räume jugendlicher Identitätsbildung.“

Aus pädagogischer Perspektive liegt hierin eine zentrale Anschlussmöglichkeit. Die vorhandene Strukturiertheit und das ausgeprägte Zugehörigkeitserleben bieten Anknüpfungspunkte, um Reflexionsprozesse über Gewalt, Gruppendynamiken, Verantwortung und Selbstwirksamkeit anzustoßen. Professionelle Begleitung kann die bestehenden Ressourcen sichtbar machen, Ambivalenzen thematisieren und Entwicklungsräume eröffnen, ohne die Bedeutung der Szene für die Jugendlichen zu negieren. Hier treten die Mitarbeiter*innen des Fanprojekt Bochum mit menschenrechtlicher und demokratischer Haltungsvermittlung und entsprechender Bewusstseinsklärung auf.

Die fachliche Haltung bleibt dabei nicht abstrakt, sondern wird gelebt: in Gesprächssituationen und in der verlässlichen Präsenz im Sozialraum Stadion, der Einzelfallhilfe, der Begleitung von Heim- und Auswärtsspielen und anderen gemeinsamen Begegnungen. Gerade im Spannungsfeld von Nähe, Vertrauen und professioneller Distanz wird deutlich, dass sozialpädagogische Fanarbeit weit mehr ist als punktuelle Intervention. Sie ist dauerhaft angelegte Beziehungsarbeit.

Soziale Arbeit als Beziehungsprofession

Die Qualität der Arbeit der sozialpädagogischen Fanprojekte im Fußball hängt stark davon ab, inwiefern es gelingt, vertrauensvolle Beziehungen zu den Fans aufzubauen und ihre

Erwartungen an Verschwiegenheit und Vertrauensschutz zu erfüllen.¹⁰ In unserem Wirkungsbereich stellen die Beziehungen zu Adressat*innen die bedeutsamste Komponente unserer handlungsleitenden Arbeitsprinzipien dar. Im Sinne Gahleitners (2017) begreifen wir die Profession der Sozialen Arbeit vor allem als Beziehungsprofession. Die Einbettung in ein stark sicherheitsorientiertes Netzwerk über die Arbeitsgrundlage des NKSS bringt Herausforderungen bezüglich des Austarierens von Funktionstüchtigkeit der Strafrechtspflege einerseits sowie der Wahrung des sozialarbeiterischen Vertrauensschutzes andererseits mit sich. Dieses Spannungsfeld im Netzwerk kann im schlimmsten Fall so groß werden, dass es die wichtige Arbeitsgrundlage – die Beziehung zu den jungen Menschen – gefährdet. Das zeigt auch das ordnungsbehördliche Vorgehen im Fall des Fanprojekt Karlsruhe.¹¹ Das Amtsgericht Karlsruhe verurteilte im Oktober 2024 drei Mitarbeitende des Fanprojekts des Karlsruher SC wegen versuchter Strafvereitelung zu Geldstrafen, nachdem sie sich in Ermittlungen zu einer Pyro-Aktion geweigert hatten, als Zeug*innen auszusagen. Die weitreichenden Konsequenzen für die Soziale Arbeit der Fanprojekte sind derzeit noch nicht gänzlich abzuschätzen, belasten jedoch bereits jetzt das Verhältnis zwischen Fachkräften und Adressat*innen.

Vor diesem Hintergrund wird deutlich, wie bedeutsam praxisorientierte Ansätze sind, die Vertrauen, Partizipation und Kooperation zwischen Fanprojekten und ihrer Zielgruppe stärken und zugleich ihre sozialpädagogische Rolle sichtbar machen. Während das Karlsruher Beispiel die Konfliktlinien zwischen Sozialer Arbeit und ordnungsbehördlichen Anforderungen verdeutlicht, zeigt die Praxis an anderer Stelle, welches Potenzial Fanprojekte als Räume niedrigschwelliger Jugendarbeit und gesellschaftlicher Teilhabe entfalten können. Ein solches positives und in der Praxis anerkanntes Beispiel stellt die Arbeit des Fanprojekts in Bochum dar, die exemplarisch verdeutlicht, wie sozialpädagogische Konzepte im Kontext von Fußballfankulturen erfolgreich umgesetzt werden können.

„Auf geht’s, Blau-Weiß, zusammen für Stadt und Verein.“

Jugendliche, junge Erwachsene sowie Erwachsene, die Fans des VfL Bochum 1848 sind, hatten eine Woche lang die Gelegenheit, die beiden Wände der Straßenbahnauffahrt vor dem Vonovia Ruhrstadion, knapp 1.000 m² Betonfläche, handwerklich und künstlerisch unter kunstpädagogischer Anleitung zu gestalten – Spachteln, Grundieren, Abkleben, Malen und Spraysen. Der außergewöhnliche und attraktive Ort – in unmittelbarer Stadionnähe befindlich, sich einer hohen Frequentierung am Spieltag erfreuend sowie ständig sichtbar für ÖPNV-Nutzer*innen im peripheren Innenstadtbereich – konnte den



VfL-Fans auf Initiative des Fanprojekt Bochum in Kooperation mit den Netzwerkakteur*innen Bochum-Gelsenkirchener Straßenbahnen AG (BOGESTRA) sowie dem Tiefbauamt der Stadt Bochum zur Verfügung gestellt werden. So wurden Strukturen geschaffen, die es den Fans erlaubten, einen Ort in ihrer Stadt, der für sie besonders identitäts- und sinnstiftend ist, der ein Gefühl des „Zuhause-Seins“ vermittelt, entsprechend den eigenen Wünschen, mit ihren Farben und für sie bedeutsamen Symbolen (Stadt-/Vereinswappen, ikonische Flutlichtmasten, Straßenschilder, Ostkurvenperspektive, Wellenbrecher, Fahnen u. v. m.) zu gestalten.

„Freizeit- und Begegnungsangebote schaffen niedrigschwellige Räume der Teilhabe.“

Im Vorfeld der Umsetzungsphase wurde allen VfL-Fans die Möglichkeit geboten, sich an dem Projekt über die Einreichung von Gestaltungsentwürfen zu beteiligen. Die Umsetzung erfolgte anschließend insbesondere über die originäre Zielgruppe des Fanprojekt Bochum, aktive, organisierte jugendliche und junge erwachsene Fans des VfL Bochum 1848, und bot so den Fachkräften des Fanprojekt Bochum die Gelegenheit zu intensiver Beziehungsarbeit. Das Graffiti-Projekt zeigt exemplarisch, wie partizipative, lebensweltnahe Angebote junge Menschen genau dort abholen, wo sie sind, ihre Kreativität fördern und gleichzeitig Reflexionsräume eröffnen.

Sozialpädagogische Ansätze in besonderer Lebensphase

Die empirische Arbeit von Fanprojekten verdeutlicht, wie theoretische Konzepte von Identitätsbildung und sozialer Integration in konkrete pädagogische Praxis übersetzt werden. Ziel ist es, kommunikative Räume zu eröffnen, in denen junge Menschen ihre Identitätsprozesse reflektieren und aushandeln können, ohne bestehende kulturelle Praktiken zu delegitimieren. Sozialpädagogische Fanarbeit begreift jugendliche Suchbewegungen somit als produktive Entwicklungsprozesse innerhalb sozialer Beziehungsgeflechte.¹²

Am Beispiel des Fanprojekt Bochum wird sichtbar, dass die professionelle Begleitung auf jugendliche Suchbewegungen abzielt und auf produktive Gestaltung durch Jugendliche ausgelegt ist.¹³

Relevante Bestandteile der Arbeit der Fanprojekte stellen dar-

über hinaus vielfältige Freizeit- und Begegnungsangebote zur Lebensweltorientierung und Teilhabe junger Menschen dar. Solche Angebote schaffen Räume, in denen Jugendliche außerhalb des Spieltags niederschwellig und strukturiert zusammenkommen können.

Fazit und Ausblick

Die Arbeit der Fanprojekte findet in einem hoch emotionalen, konfliktträchtigen und medial besonders ausgeleuchteten Umfeld statt, das von wirkmächtigen Interessengruppen wie der Polizei, den Fußballverbänden und -vereinen bis hin zur Innenministerkonferenz geprägt ist. Demgegenüber über ultraorientierte Jugendszenen eine besondere Faszination auf junge Menschen ausübt. Sie bieten kollektive Erlebnisse, emotionale Intensität und ritualisierte Zugehörigkeit. Diese Intensität birgt sowohl Entwicklungspotenziale als auch Risiken, etwa im Hinblick auf Gewalt oder Grenzüberschreitungen. Das Fanprojekt Bochum begegnet diesen Dynamiken sozialpräventiv, durch strukturierte Reflexionsräume, aufsuchende Arbeit sowie Einzel- und Gruppengespräche.¹⁴

Die Arbeit des Fanprojekt Bochum veranschaulicht exemplarisch, wie Jugendarbeit und Jugendsozialarbeit komplexe Lebenswelten konstruktiv adressieren kann. Die sozialpädagogischen Fanprojekte erkennen die Faszination und den sozialen Reiz von Ultraszenen an und knüpfen daran niedrigschwellig, lebensweltorientiert und begleitend an.

„Ultraszenen bieten intensive Zugehörigkeit, aber auch Risiken.“

Die Arbeit des Fanprojekts stellt für Jugendliche eine Form wertschätzender Unterstützung dar, die ihre Zielgruppe in ihren Wirkungsbereichen hinsichtlich Identitätssuche und dem Streben nach kritischem Lernen wahrnimmt und zusammenführt. Wir verstehen Fanprojekte als lebensweltorientierte Querschnittsaufgabe zwischen Stadionleben, Jugendkultur, Identitätssuche, Bildung und sozialpädagogischer Begleitung. Fanprojekte nehmen eine wichtige vermittelnde Rolle zwischen den Interessen junger Fans, den Anforderungen der Sicherheitsbehörden und den Erwartungen der Öffentlichkeit ein. Sie agieren dabei in einem komplexen Spannungsfeld, das ein hohes Maß an professioneller Reflexionsfähigkeit und fachlicher Positionierung erfordert. Mit Blick auf sicherheitspolitische Entwicklungen wird die Sicherung von Vertrauensbeziehungen zu einer zentralen Herausforderung für die Fachkräfte.

Gleichzeitig eröffnen Fanprojekte durch ihre Ausrichtung Möglichkeiten, demokratische Kompetenzen, Verantwortungsübernahme und soziale Teilhabe nachhaltig zu fördern. Perspektivisch wird es entscheidend sein, die strukturellen Rahmenbedingungen so zu gestalten, dass sozialpädagogische Prinzipien nicht hinter ordnungspolitischen Interessen zurücktreten, die Finanzierung der Fanprojekte sichergestellt wird und bestenfalls ausgebaut werden kann. Nur so kann langfristig die Qualität und die Fachlichkeit der Sozialen Arbeit der Fanprojekte gesichert werden. Das Fanprojekt Bochum stellt ein exemplarisches Modell gelungener Jugendsozialarbeit im Kontext von Fankulturen dar.¹⁵

Autorin:

NADINE ALBRECHT ist Fachbereichsleiterin von Jugend & Quartier, AWO Bochum.

✉ n.albrecht@awo-ruhr-mitte.de

Anmerkungen:

- 1 Vgl. Hurrelmann, Klaus/Quenzel, Gudrun: Lebensphase Jugend. Weinheim 2016.
- 2 Vgl. Becker, Heiner: Jugend als Lernfeld. Wiesbaden 2012.
- 3 Vgl. Hurrelmann, Klaus/Quenzel, Gudrun: Lebensphase Jugend. Weinheim 2016 sowie Simon, Titus: Schwere Arbeit. Weinheim 2013.
- 4 Vgl. Becker, Heiner: Jugend als Lernfeld. Wiesbaden 2012.
- 5 Vgl. Koordinationsstelle Fanprojekte, Nationaler Ausschuss Sport und Sicherheit (NASS). KOS Website (abgerufen: 02/2026).
- 6 Vgl. Arnold, Patrick: Soziale Arbeit im Fußball. Weinheim 2018.
- 7 Vgl. Pilz, Gunter A.: Fankulturen und Identitätsbildung. Schorndorf 2010.
- 8 Vgl. ebd. sowie Gahleitner, S. B.: Soziale Arbeit als Beziehungsprofession: Bindung, Beziehung und Einbettung professionell ermöglichen.
- 9 Vgl. Gahleitner, S. B.: Soziale Arbeit als Beziehungsprofession: Bindung, Beziehung und Einbettung professionell ermöglichen.
- 10 Vgl. ebd.
- 11 Vgl. Legal Tribune Online: „Wegen Aussageverweigerung bei Pyro-Ermittlungen: Geldstrafe für Mitarbeiter von Fanprojekt in Karlsruhe“, 2024.
- 12 Vgl. Simon, Titus: Schwere Arbeit. Weinheim 2013.
- 13 Vgl. Fanprojekt Bochum: Jahresbericht 2023. Bochum 2023.
- 14 Vgl. ebd. sowie Fanprojekt Bochum: Methodenhandbuch Jugendsozialarbeit im Stadion. Bochum 2022.
- 15 Vgl. Fanprojekt Bochum: Jahresbericht 2023. Bochum 2023.



Praxis
konkret

NACHGEFRAGT: KLIMAKATASTROPHE UND ZUKUNFT

Drei Schüler im Gespräch

VON LIOBA EINHOFF

Den Klimawandel wieder mehr in das Bewusstsein junger Menschen bringen, und das auf anschauliche Art und Weise – das war das Ziel des Europatages 2024 zum Thema „Klimakatastrophe, Europäische Politik & Ich“ am Erich-Gutenberg-Berufskolleg in Bünde. Zwischen Kochen aus geretteten Lebensmitteln und Upcycling konnten die Schüler*innen aus insgesamt 19 Projekten wählen, welches ihnen am meisten zusagt. Die DREIZEHN hat mit drei Schülern darüber gesprochen, ob der Projekttag langfristig etwas verändert hat, was sie mitgenommen haben und welche Rolle Klimawandel und Umweltschutz in der Gestaltung ihrer persönlichen Zukunft spielen.

Zum Zeitpunkt des Interviews ist der Projekttag, der am 30.04.2024 stattgefunden hat, zwar schon knapp 2 Jahre her, Leon (18), Cedrik (19) und Raschid (20) aus dem Abiturjahrgang des Berufskollegs können sich aber noch gut erinnern, wie der Tag damals abgelaufen ist. Nach einer gemeinsamen thematischen Einführung durch ein Einstiegsvideo zu den Folgen des Klimawandels und einem Vortrag von Dr. Dipl.-Chem. Roger Dietrich mit darauffolgender Diskussion ging es für die circa 1.000 Schüler*innen des Erich-Gutenberg-Berufskollegs in Bünde in einzelne, selbstgewählte Projekte, bevor sie sich zum Ende des Tages im Foyer der Schule zu einem abschließenden Austausch trafen. Die Projekte waren dabei sehr vielfältig, es gab Workshops zu emissionsarmer Ernährung, zu Solarenergie und Green-Washing, es wurde upgecycelt, Müll gesammelt, gekocht und ein eigener Kleidertausch veranstaltet.

Leon (18) hat in seinem Projekt die Wahlinhalte der damals bevorstehenden EU-Wahl in Bezug auf den Klimaschutz analysiert, Cedrik (19) beschäftigte sich mit Fast Fashion und Raschid (20) hat mit seiner Gruppe Müll in der Stadt gesammelt. „Wir sind durch die Stadt gegangen, haben geguckt, was da so rumliegt, und haben dann versucht, die Stadt ein bisschen sauberer zu machen.“ Bei Raschid hat das Projekt wirklich etwas verändert: „Wenn ich jetzt irgendwo vorbeilaufe und etwas auf dem Boden sehe, hebe ich das jetzt schon beim ersten Mal auf. Ich glaube vorher hätte ich das nicht getan. Vorher habe ich mich gar nicht mit dem Thema befasst, mir was es sozusagen egal.“

In Cedriks Projekt wurde über Fast Fashion recherchiert, bevor die Gruppe ein Poster erstellt hat, das sich am Ende des Tages alle Schüler*innen im Foyer bei einem Poster Walk an-

schauen konnten. Auch wenn er eigentlich schon wusste, dass viele seiner Klamotten unter schlechten Bedingungen hergestellt werden, wollte er das vorher nicht so richtig wahrhaben. „Es war schon im Hinterkopf, aber wenn man mehr drüber recherchiert hat, hat man es mehr wahrgenommen und hat auch nochmal mehr Mitleid, würde ich sagen.“ Bei ihm hat der Projekttag auch unabhängig von seinem eigenen Projekt einiges angestoßen: „Ich kann mich auf jeden Fall dran erinnern, dass ich relativ geschockt war, wie viele Probleme es in der Umwelt so gibt.“ Von dem abschließenden Austausch mit den anderen Gruppen konnte er einiges mitnehmen: „Es gab sehr viele Themen, auf die man aufmerksam wurde. Man nimmt das ein bisschen mehr wahr und ist jetzt selber vielleicht auch ein bisschen vorsichtiger, wie man mit der Umwelt umgeht.“

„Wenn ich jetzt etwas auf dem Boden sehe, hebe ich es direkt auf.“

Trotzdem spielt der aktive Umweltschutz im Alltag der drei kaum eine Rolle, daran hat auch der Projekttag nicht wirklich etwas verändert. „Man ist da immer sehr gedankenlos, auch wenn man es eigentlich nicht sein sollte“, erzählt Leon. Unnötige Autofahrten überdenkt er aber mittlerweile schon und nimmt dann eher auch mal den Bus. Raschid geht es ähnlich, aktiver Umweltschutz spielt in seinem Leben keine große Rolle. Das will er aber in Zukunft ändern, gerade bei Autofahrten und in Bezug auf Kleidung. „Bei Kleidung achte ich da ehrlich

gesagt nicht so viel drauf, weil man am besten so viel wie möglich haben will, für wenig Geld. Aber da will ich auch drauf achten demnächst.“ Auch wenn alle drei wissen, dass es eigentlich wichtig wäre, fasst Cedrik das Dilemma folgendermaßen zusammen: „Man will sich halt immer so wenig wie möglich einschränken.“

„Gerade beim Thema Kleidung möchte ich mehr darauf achten.“

Dabei beschäftigt sie die Sorge vor der Zukunft schon, auch in Bezug auf den Klimawandel. Cedrik erzählt: „Also irgendwie vergeht da ein bisschen die Hoffnung. Generell finde ich, verändert sich nur sehr langsam etwas an Umweltmaßnahmen. Deswegen habe ich Sorgen, dass es in der Zukunft ein bisschen schlechter ist. Aber ich würde jetzt auch nicht denken, dass die Menschheit jetzt einfach so den Planeten komplett vergessen wird, das auf jeden Fall nicht. Nichts übertriebenes.“ Raschid fällt es schwer, seine Gefühle im Hinblick auf die Zukunft zu beschreiben. „Ich weiß gar nicht, was mich erwartet, wenn ich ehrlich bin. Wenn man sich jetzt die Politik anschaut, wenn man sich die Umwelt anschaut. Das ist schon alles ein Fragezeichen für mich. Also man redet ja schon davon, dass es in den nächsten paar Jahren schon viel schlechter wird mit den Umweltbedingungen zum Beispiel. Ich glaube es ist jetzt keine Angst, aber schon eine Frage, wo man sich denkt: ‚Was erwartet mich, was kommt jetzt?‘ Doch, man könnte schon sagen, ein bisschen Angst ist es schon, ja.“ Er wünscht sich mehr Informationen darüber, was sie erwarten wird, mehr Mitbestimmung und mehr junge Menschen in der Politik, „weil ältere Politiker nicht verstehen, wie junge Menschen sich fühlen“.

Auch Leon blickt nicht sehr zuversichtlich in die Zukunft: „Also ich glaube, wenn die Generation unserer Eltern noch die Generation des Aufbruchs war, sind wir die Generation der Hoffnungslosen. Man merkt in unserer Generation einfach so eine starke abnehmende Hoffnung jeglicher Art. Wir haben teilweise schon damit abgeschlossen, dass wir einfach in einer schlechten Zukunft leben werden, weil letztlich haben wir auch keine andere Option dazu, glaube ich.“ Leon versucht zwar, sich seine Hoffnung zu bewahren, es fällt ihm aber zunehmend schwerer. „Wenn man sich mal so ansieht, wie sich die Weltlage verschlechtert, nicht nur politisch, sondern natürlich auch ökologisch, fragt man sich ja, was wird das jetzt bringen. Also irgendwie fragt man sich, was soll der ganze Scheiß, um es mal so auszudrücken. Da vergeht natürlich auch jegliche Art von Hoffnung, da irgendwie was dran verändern zu können.“ Er hat das Gefühl, als sei es jetzt schon zu spät, um noch

wirklich etwas zu bewirken. „Man hätte früher reagieren können, nicht nur auf Seiten der Politik, sondern auch auf Seiten der Bevölkerung. Jetzt stehen wir kurz davor, dass es wirklich kippt, also es ist ja eigentlich schon so gut wie gekippt, und da fragt man sich, was hat die Politik in den letzten Jahren gemacht, wir wurden ja völlig ignoriert. Und dass man dann in eine extremere Richtung verfällt, nicht nur auf Grund des Klimawandels, das sind dann so Sachen, die mir dann schon auch so ein bisschen Sorgen machen.“ Insgesamt ist Leon von der Politik ziemlich enttäuscht. Aber auch die Menschen außerhalb der Politik haben für ihn natürlich einen Anteil an dem Problem. Für die Zukunft wünscht er sich, „dass in der breiten Masse mehr Verständnis für demokratische und ökologische Werte vorhanden ist, und dass man sich in Zeiten, in denen man sich ja wirklich besser informieren kann, dass man sich da auch wirklich ein bisschen besser informiert. Das dauert ja auch eigentlich nicht so lange. Und dass man sich dann auch komplexere Meinungen bildet.“

„Wir sind die Generation der Hoffnungslosen.“

Cedrik fällt es schwer, eine genaue Vorstellung von der Zukunft zu haben. „Jedes Jahr kommt irgendwie etwas Neues, was die Zukunft verändert. Man hat so viele Informationen, die man so konsumiert, man wird so ein bisschen überladen damit. Und deshalb weiß man nicht so richtig, was in der Zukunft kommt, und kann sich das auch nicht so vorstellen, man lässt das einfach passieren irgendwie.“ Was er nach dem Abi machen möchte, weiß er noch nicht so genau, bei der Berufswahl werden Themen wie Klimawandel und Umwelt aber wahrscheinlich einen Einfluss haben. „Weil man das heutzutage eigentlich gar nicht mehr umgehen kann. Irgendeine Rolle wird die Umwelt da bestimmt spielen!“ Auch Raschid geht davon aus, dass diese Themen in Zukunft alle betroffen werden und man ihnen nicht mehr aus dem Weg gehen kann. Bei seinem Wunsch, Polizist zu werden, hat das aber eher eine untergeordnete Rolle gespielt. Wichtiger ist ihm, „den Menschen zu helfen, für Menschen da zu sein, Freund und Helfer zu sein, Ordnung zu schaffen, und dass man jeden Tag etwas anderes erlebt.“ Außerdem spielt für ihn natürlich auch die gute Bezahlung eine Rolle. Leon möchte nach dem Abitur Volkswirtschaftslehre studieren. Ihm ist bewusst, „dass der Klimawandel oder generell ökologische Veränderungen auf eine gewisse traurige Art und Weise auch wichtig sein werden für meinen Job. Weil sich durch den Klimawandel neue ökonomische Fragen ergeben werden. Sei es jetzt Thema Massmigration oder Thema Nahrungsmittelknappheit oder solche Sachen. Auf eine traurige Art profitiert man vielleicht auch davon in dem Bereich VWL.“

„Wichtig sind praktische Ansätze wie der Projekttag, um nachhaltig etwas zu verändern und Denkanstöße zu geben.“

Bis es so weit ist und sie wirklich einen Beruf wählen müssen, finden es die drei aber erstmal sinnvoll, Themen wie Klima und Umwelt in greifbarer und praktischer Art und Weise in der Schule zu thematisieren, zum Beispiel in Form des Projekttages.

Für Cedrik wird in der Schule zwar generell etwas zu viel über das Thema gesprochen, „aber wenn man das ein bisschen spaßiger gestaltet, finde ich, das Thema auch oft zu haben, eigentlich okay, weil es wirklich wichtig ist. Das ist mir lieber als Unterricht, sag ich mal so.“

„Themen wie Klima sollten greifbar und praktisch vermittelt werden.“

Auch Leon fand es angenehm, das Thema mal aus anderen Blickwinkeln zu beleuchten. „Im letzten Halbjahr durften wir in drei unterschiedlichen Fächern über das Thema Klimawandel schreiben. Auf drei unterschiedlichen Sprachen aber immer mit dem gleichen Inhalt, das ist halt manchmal frustrierend, da hat man dann auch manchmal echt keine Lust auf das Thema Klima. Aber dass man solche Aktionen hat, die auch eventuell ein anderes Licht darauf rücken und andere Faktoren fördern, die der normale Unterricht nicht fördert – das wäre so eine Sache, die ich mir auch für andere Themen wünschen würde.“ Auch Raschid bewertet den Tag insgesamt positiv: „Als wir mitbekommen haben, dass wir Projekttag haben, habe ich mich natürlich gefreut – keine Schule, kein Unterricht! Aber im Nachhinein dachte ich mir so: ‚Okay krass, schon spannend das Thema, wenn man es spannend gestaltet.‘ Also ich halte es für sinnvoll. Vor allem, wenn man so ab der 5. Klasse schon beginnt.“

Dem stimmen auch die anderen zu, alle drei hätten sich einen solchen Projekttag, der den Klimawandel anschaulicher macht, schon früher in ihrer Schullaufbahn gewünscht. Die drei sehen aber auch klaren Verbesserungsbedarf: „Man hätte vielleicht die Themen etwas spannender gestalten können“, findet Leon. In den meisten Projekten wurde vor allem recherchiert und ein Plakat gestaltet, da hätte er sich mehr Variation gewünscht. Ähnlich sehen das auch die anderen beiden. „Wir haben halt zu Fast Fashion ein Plakat gemacht, aber Plakate haben wir auch schon im normalen Unterricht gemacht. Kochen, Müll sammeln, so was finde ich schon gut. Aber man müsste die theoretischen Teile noch etwas spannender gestalten“, sagt Cedrik. Und auch Raschid meint: „Es war mir ein bisschen zu theoretisch.“ Für zukünftige Projektstage wünschen sich alle drei mehr Projekte mit Praxisansatz, dann würde vielleicht auch nachhaltig mehr hängen bleiben.

Wenn diese Verbesserungen umgesetzt werden, würden sie sich aber über noch mehr solcher Tage freuen. „Also ich würde auf jeden Fall sagen, dass es das öfters geben soll, wenn man es noch verbessert. Und dann würde ich auch denken, dass viele da Positives mitnehmen, auch für die Zukunft“, so Cedrik.

Fest steht, dass Klimafragen und Umweltthemen den dreien in ihrer persönlichen Zukunft immer wieder begegnen werden und dabei auch Einfluss auf die Gestaltung ihrer Zukunft nehmen. Die Relevanz des Themas ist ihnen durchaus bewusst. Umso wichtiger sind praktische Ansätze wie der Projekttag, um nachhaltig etwas zu verändern, Denkanstöße zu geben und ins Handeln zu kommen – auch über den normalen Schulalltag hinaus.

Autorin:
LIOBA EINHOF, freie Journalistin
✉ liobaehoff@web.de

SUCHBEWEGUNGEN NEURODIVERSER MÄDCHEN* UND JUNGER FRAUEN*

Unsichtbare Hürden, erschwerte Übergänge, geschlechtsspezifische Barrieren und fachliche Handlungsaufträge für die Jugendsozialarbeit

VON CHRISTIANE WEIDNER

Suchbewegungen sind ein zentrales Merkmal des Jugendalters, denn in der Altersspanne zwischen der Kindheit und dem Erwachsensein kann jugendliches Verhalten als Suche danach verstanden werden, aus der Vielfalt möglicher Lebensentwürfe den eigenen herauszufinden. Suchbewegungen beschreiben entsprechend Prozesse der Selbstverortung, der Auseinandersetzung mit eigenen Fähigkeiten, Grenzen, Wünschen und Zukunftsentwürfen sowie aber auch mit (ggf. konträren) gesellschaftlichen Erwartungen und den Pflichten und Hürden mit Blick auf institutionelle Übergänge und anschließende Lebensphasen.

In der Jugendphase geht es „darum, eine Allgemeinbildung sowie soziale und berufliche Handlungsfähigkeit zu erlangen (Qualifizierung), für sich selbst Verantwortung zu übernehmen (Verselbstständigung) und eine Balance zwischen individueller Freiheit und sozialer Zugehörigkeit und Verantwortung zu entwickeln (Selbstpositionierung). Jugendliche und junge Erwachsene tun dies, indem sie selbst handeln, lernen, entscheiden, ausbalancieren, experimentieren usw.“¹ Diese Suchbewegungen verlaufen jedoch weder linear noch unter gleichen Voraussetzungen. Sie sind u. a. geprägt von sozialen Ungleichheiten, Geschlechterverhältnissen, gesundheitlichen Bedingungen und strukturellen Zugangsbarrieren, die erheblichen Einfluss haben auf die Chancen, Lernerfolge, berufliche Integration, gesellschaftliche Anerkennung etc.

Junge neurodiverse Menschen stehen dabei in dieser ohnehin herausfordernden Zeit des Erwachsenwerdens vor noch größeren persönlichen wie strukturellen Herausforderungen als neurotypische junge Menschen. An dieser Stelle zu betonen ist, dass Neurodiversität ein Konzept darstellt, das neurologische Unterschiede als natürliche menschliche Vielfalt betrachtet, nicht als Krankheit oder Störung, sondern als andere Art, wie das Gehirn funktioniert. Als neurodivergent bezeichnet man Menschen, die in ihrem (Sozial-)Verhalten, ihrer Entwicklung, ihren Fähigkeiten, Bedürfnissen, Emotionen, ihrem Denken und ihrer Wahrnehmung von der Norm, dem „neurotypischen“ Menschen, abweichen. Wobei „typisch“ die gesellschaftlichen Erwartungen bezeichnet; d. h., das Gehirn bei neurotypischen Menschen handelt und funktioniert den gesellschaftlichen Erwartungen entsprechend.

Während Neurodiversität also per se keine Krankheit darstellt, können die Herausforderungen, die sich aus der Interaktion mit einer nicht darauf ausgelegten Umwelt ergeben, zu Leiden führen, was Unterstützung (z. B. Therapie) erfordert, um besser mit der Welt, dem Alltag und Umfeld und den Mitmenschen zurechtzukommen.

Weibliche Neurodiversität und der Gender Health Gap

Neurodiversität umfasst unterschiedliche neurologische Veranlagungen, darunter Autismus-Spektrum-Ausprägungen, AD(H)S sowie Legasthenie. Für eine gendersensible Praxis der Kinder- und Jugendhilfe muss dabei zentral sein, dass sich diese bei Mädchen* und jungen Frauen* häufig anders äußern als bei Jungen* und jungen Männern*. Die Forschung in diesen Bereichen weist jedoch weiterhin – wie alle Felder der Medizin und Psychologie – einen ausgeprägten Gender Health Gap auf: Das heißt, diagnostische Kriterien, Studienlagen und entsprechende Diagnosen, medizinische und psychologische Behandlungen sowie Versorgungsstrukturen sind entsprechend überwiegend an männlichen Symptombildern orientiert.

Bekannt ist jedoch mittlerweile, dass neurodiverse Mädchen* häufiger internalisierte Ausprägungen zeigen wie emotionale Überforderung, Rückzug, starke Anpassungsleistungen, psychosomatische Beschwerden oder Angststörungen. Diese aber werden im pädagogischen Alltag oft nicht als Ausdruck neurodiverser Veranlagung erkannt, sondern als individuelle Unsicherheit, Sensibilität oder psychische Belastung interpretiert oder auch als negative Persönlichkeitsmerkmale und Verhaltensauffälligkeiten abgetan.

Für neurodiverse Mädchen* und junge Frauen* verdichten sich die üblichen jugendlichen Suchbewegungen entsprechend häufig zu langwierigen, krisenhaften Prozessen, wobei die hohen Belastungen, die Betroffene erleiden, häufig unsichtbar bleiben für die Außenwelt. Denn während gesellschaftliche Diskurse zu dem bisher unterbelichteten Thema der Neurodiversität langsam zunehmen, bleiben geschlechtsspezifische Perspektiven hierbei weiterhin unterrepräsentiert. In Schule und Ausbildung dominieren nach wie vor normierende Vorstellungen von Leistungsfähigkeit, sozialer Kompetenz, Belastbarkeit und augenscheinlicher Gesundheit, an denen sich zumeist auch Unterstützungsangebote orientieren.

Masking als geschlechtsspezifische Anpassungsarbeit

Ein zentrales Phänomen in den Bemühungen neurodiverser Mädchen*, nicht aufzufallen, der Norm zu entsprechen und die Anforderung der Lebensphase (v. a. auch Schule/Ausbildung) zu erfüllen, ist das sogenannte Masking oder Camouflaging. Darunter wird die bewusste oder unbewusste Anpassung an soziale Erwartungen verstanden, etwa durch das Imitieren sozialer Regeln, das Unterdrücken eigener Bedürfnisse oder das Verbergen von Überforderung. Diese Anpassungsarbeit wird gesellschaftlich häufig positiv bewertet, da sie Regelkonformität und

„Neurodiversität und Geschlechtergerechtigkeit müssen als Querschnittsthemen verankert werden.“

Leistungsfähigkeit signalisiert. Dabei bedeutet das Masking für Betroffene jedoch höchste Anstrengung und geht mit erheblichen psychischen Belastungen einher. Chronische Erschöpfung, Identitätsunsicherheit, emotionale Instabilität, Überforderung und (heimliche) Zusammenbrüche sind häufige Folgen. Gerade im Jugendalter kollidiert diese permanente Anpassung mit zentralen Entwicklungsaufgaben wie der Ausbildung eines stabilen Selbstbildes, der Auseinandersetzung mit Geschlechterrollen, Körperlichkeit und Zugehörigkeit. Die Bemühungen bzw. Suchbewegungen der betroffenen jungen Frauen* richten sich sodann aber weniger auf die eigentlich übliche Erprobung als auf das Vermeiden von Auffälligkeit aus.

Schule als Ort verdeckter Suchbewegungen

Schule ist für neurodiverse Mädchen* ein ambivalenter Raum. Einerseits bietet sie Struktur und soziale Einbindung, was stärkend und haltgebend wirken kann, andererseits verstärkt sie Anpassungsdruck und Leistungsnormen. Gute schulische Leistungen und angepasstes Verhalten neurodiverser Mädchen* verdecken daher häufig hohe innere Belastungen und die inneren Suchbewegungen bleiben unsichtbar, solange sie nicht in offenen Krisen münden.

„Schule ist für neurodiverse Mädchen ein ambivalenter Raum.“

Schulsozialarbeit als Handlungsfeld der Jugendsozialarbeit kann und sollte hier eine Schlüsselrolle einnehmen. So kann sie Räume eröffnen, in denen Unsicherheiten, Überforderung und Identitätsfragen thematisiert werden dürfen. Gleichzeitig aber sind Fachkräfte mit strukturellen Grenzen konfrontiert: leistungsorientierte Schulstrukturen, begrenzte Ressourcen und fehlendes Wissen zu geschlechtsspezifischer Neurodiversität erschweren eine passgenaue Unterstützung. Ohne entsprechende Weiterbildung aller pädagogischen und sozialen Fachkräfte und entsprechender Sensibilisierung besteht die Gefahr, die Herausforderungen und Probleme, Verhaltensauffälligkeiten sowie die Unterstützungsbedarfe der Betroffenen zu individualisieren oder aber zu pathologisieren, statt sie als Ausdruck mangelnder bedarfsgerechter Unterstützungssysteme und somit als strukturelles Problem zu verstehen. Wiederum der auf die Schulzeit folgende Übergang von der Schule in Ausbildung, Studium oder Erwerbsarbeit stellt für neurodiverse Mädchen* und junge Frauen* eine besonders sensible Phase ihrer weiteren Entwick-

lung und Suchbewegung dar. In dieser Lebensphase verdichten sich individuelle Unsicherheiten mit strukturellen Anforderungen. Während schulische Kontexte zumindest teilweise bekannte Routinen und Beziehungen bieten, sind Übergangssysteme stärker von Eigeninitiative, Selbstorganisation und sozialer Selbstvermarktung geprägt. Gerade hier werden neurodiverse Bedarfe häufig nicht er- bzw. anerkannt.

Übergang: Berufliche Selbstverwirklichung als kritische Phase der Suchbewegung

Viele neurodiverse junge Frauen* berichten, dass sie den Übergang von der Schule in die Berufswelt als Bruch erleben. Gegebenenfalls zuvor noch vorhandene Unterstützungsstrukturen fallen weg, Anforderungen steigen, gleichzeitig fehlt eine verlässliche Übersetzung ihrer bisherigen Erfahrungen in neue Kontexte. Fehlende oder späte Diagnosen wirken hier besonders nachteilig, da Nachteilsausgleiche, adaptive Ausbildungssettings oder flexible Übergangsmo- dellen oft nicht in Anspruch genommen werden können. Suchbewegungen schlagen dann in „Maßnahme-Hopping“, Ausbildungsabbrüche oder Rückzug aus dem Arbeitsmarkt um.

Jugendsozialarbeit und Jugendberufshilfe begegnen neurodiversen jungen Menschen und erst recht jungen Frauen* häufig erst, wenn Suchbewegungen bereits von Scheiterns- und Defiziterfahrungen geprägt sind.

Eine zentrale fachliche Herausforderung besteht darin, Übergänge nicht ausschließlich arbeitsmarktlogisch zu organisieren, sondern als biografische Suchprozesse ernst zu nehmen. Dazu gehört es, Brüche, Umwege und Phasen der Neuorientierung als legitim anzuerkennen und nicht vorschnell zu problematisieren. Aber sodann natürlich auch spezifisch und individuell herauszufinden, was gebraucht wird, was bisher fehlte oder unpassend war und wie künftig bedarfsgerecht unterstützt werden kann.

In der Phase des Schul-Berufs-Übergangs können daher spezifisch Jugendberufsagenturen – als regionale, rechtskreisübergreifende Kooperationen der Agentur für Arbeit, Jobcenter und Jugendhilfe – grundsätzlich einen wichtigen Beitrag dazu leisten, Suchbewegungen zu bündeln, Orientierung und Anknüpfungspunkte zu geben und Zuständigkeiten zu klären. Für neurodiverse Mädchen* ist jedoch entscheidend, wie diese Strukturen ausgestaltet sind. Häufig standardisierte Verfahren, kurze Beratungssequenzen und defizitorientierte Diagnostiken greifen in ihren Fällen zu kurz. Sie reproduzieren Normvorstellungen von linearer Bildungsbiografie und individueller Leistungsfähigkeit. Verantwortung der Jugendsozialarbeit ist es – im Rahmen ihrer eigenen Angebote der Jugendberufshilfe sowie auch als Partnerin in Jugendberufsagenturen –, ihre eigene, unverzichtbare Perspektive noch stärker einzubringen. Das bedeutet, Lebens-

weltorientierung, Beziehungsarbeit, die Orientierung an den individuellen Stärken und Bedarfen sowie die Fähigkeit und Aufgabe, strukturelle Barrieren sichtbar zu machen. Gender- und diversitätssensible Fachkräfte der Jugendsozialarbeit können Suchbewegungen begleiten, ohne sie vorschnell zu beenden, doch dabei verhindern, dass Betroffene hierbei „verloren“ gehen bzw. sich „verirren“, indem sie junge Frauen* bspw. dabei unterstützen, eigene Bedürfnisse zu artikulieren sowie Handlungsspielräume zu erweitern. Voraussetzung dafür ist eine systematische Verankerung von Neurodiversität und Geschlechtergerechtigkeit als Querschnittsthemen in allen Handlungsfeldern sowie Übergangsstrukturen.

Digitale Suchräume zwischen Empowerment und Überforderung

Digitale Lebenswelten spielen in den Suchbewegungen neurodiverser Mädchen* eine ambivalente Rolle. Online-Communitys ermöglichen Austausch, Selbstvergewisserung und Zugang zu Wissen, das in institutionellen Kontexten häufig fehlt. Gleichzeitig verstärken soziale Medien Vergleichsdruck, normative Körper- und Leistungs-ideale sowie emotionale Überforderung. Auch digitale Beratungs- und Matching-Systeme drohen, bestehende Biases zu reproduzieren, wenn sie neurodiverse und geschlechtsspezifische Lebensrealitäten nicht berücksichtigen. Jugendsozialarbeit ist gefordert, digitale Suchbewegungen aktiv zu begleiten. Dazu gehört, junge Frauen* bei der kritischen Einordnung digitaler Informationen zu unterstützen, Schutzräume zu eröffnen und digitale Kompetenzen als Teil sozialer Teilhabe zu stärken.

Europäische Perspektive: „NeuroDiversity from a female perspective“

Vor diesem Hintergrund kommt dem von Christine Schubart (Projekt Managerin beim YES Innovation & Research e. V.) initiierten und geleiteten Erasmus+-Projekt „NeuroDiversity from a female perspective“ (2024–2027) besondere Bedeutung zu. In Zusammenarbeit mit Partnerorganisationen aus Deutschland, Griechenland, den Niederlanden und Spanien (sowie mit Informationen aus weiteren europäischen Ländern wie Großbritannien) wird Neurodiversität hierbei konsequent aus weiblicher Perspektive betrachtet. Dabei bringen alle Partnerorganisationen Expertise aus den Bereichen der geschlechtsspezifischen Jugendarbeit, Mädchen*- und Frauen*arbeit, Arbeit mit Mig-

rant*innen, Berufsorientierung oder Inklusion mit ein. Die BAG EJSa ist als unterstützende Organisation eingebunden.

Das Projekt verbindet Praxisforschung, Qualifizierung und Partizipation und orientiert sich zum einen an der Leitfrage, wie bessere Angebote für die Zielgruppe der neurodiversen jungen Frauen* gelingen, Inklusion in die Angebote gefördert und auch im Schulkontext (z. B. mithilfe von Schulsozialarbeit) einer Ausgrenzung am Ort Schule vorgebeugt werden kann. Zum anderen wird direkt auf die Arbeitswelt geschaut und gefragt, wie neurodivergente Kolleg*innen in Teams eingebunden werden und wie Arbeitgeber*innen, Arbeitsorte und Teamsettings (im Kontext der Jugendsozialarbeit aber auch generell) aufgestellt sein müssen, damit Betroffene erfolgreich partizipieren, ihren Beitrag leisten und ihre Talente entfalten können. Das persönliche Wohlbefinden und der Schutz vor Überlastung spielen hierbei eine wichtige Rolle.

Transnationale Wissenssammlung, Best-Practice-Austausch und Weiterbildung durch Inputs externer Expert*innen aus Medizin, Wissenschaft und Forschung, relevanten Feldern der Jugend- und Sozialen Arbeit sowie aus der Wirtschaft gehören zu den Projektetappen. Zudem stellt eine zentrale Projektsäule der kontinuierliche Einbezug und die Mitwirkung junger neurodiverser Mädchen* und junger Frauen* als „critical friends“ im projektbegleitenden Gremium des „Advisory Boards“ dar. So wird das Projekt dem Anspruch gerecht, nicht „über“ Betroffene, sondern „mit“ der Zielgruppe zu reden und dieser wirkliche Partizipation und Projektmitgestaltung zu ermöglichen.

„Übergänge müssen als biografische Suchprozesse ernst genommen werden.“

Zu wichtigen Outputs des Projekts gehört u. a. eine Publikation mit Best-Practice-Beispielen der Arbeit mit neurodiversen Jugendlichen bzw. jungen Frauen* in den Projektländern. Zudem werden Checklisten mit methodischen Hinweisen veröffentlicht:

- einerseits für (Jugend-)Sozialarbeiter*innen zum Umgang mit neurodiversen Mädchen* und jungen Frauen* in der Jugend- und Mädchen*sozialarbeit,
- andererseits für Arbeitgeber*innen zum Onboarding neurodiverser Bewerber*innen sowie zur Gestaltung neurodiversitätsfreundlicher Arbeitsumgebungen und -teams.

Zudem wird ein tabellarisches Glossar herausgegeben mit hochverdichtetem, technisch differenziertem Überblick über Erscheinungsbilder und Merkmale von ADHS und Autismus. Dieses soll Fachkräften, Organisationen und Teams in der Jugend-

sozialarbeit unterstützen und zur Reflexion über Wahrnehmungs-, Diagnose- und Bewertungsvorurteile dienen.

Weiterhin wird es öffentlich zugängliche Erklärvideos für Arbeitgeber*innen zu diesen Themen in den Sprachen der Projektpartnerländer geben und schließlich Veröffentlichungen in selbstgewählten Formen (bspw. Podcasts oder Videos) der jungen Menschen aus dem Advisory Board.

Der Projektansatz steht somit exemplarisch für eine eigene Suchbewegung auf institutioneller Ebene: Bestehende Konzepte werden hinterfragt, weiterentwickelt und an den Lebensrealitäten Betroffener ausgerichtet, um ihnen künftig bedarfsgerechtere Unterstützung anbieten zu können – was dem eigenen Anspruch der Jugendsozialarbeit entspricht.

Fachpolitische Einordnung und Handlungsaufträge

Die Suchbewegungen neurodiverser Mädchen* machen strukturelle Leerstellen sichtbar – in Schule, Übergangssystemen und Kinder- und Jugendhilfe. Fachpolitisch ergeben sich daraus klare Handlungsaufträge: Es braucht verbindliche Fortbildungen zu Neurodiversität und Geschlecht, eine stärkere Verzahnung von Jugendsozialarbeit, Gesundheitswesen und Bildung sowie flexible, beziehungsorientierte Übergangsbegleitung statt Maßnahmenlogik. Darüber hinaus ist die Beteiligung betroffener junger Menschen an der Entwicklung von Angeboten zentral, um Bedarfsorientierung und Passgenauigkeit zu erreichen sowie ihnen zu vermitteln, dass sie als Expert*innen für ihre eigenen Bedürfnisse wie Wünsche ernst genommen werden.

Fazit

Die spezifischen, herausfordernden, teils von Brüchen und Krisen gekennzeichneten Entwicklungsverläufe und Suchbewegungen neurodiverser Mädchen* und junger Frauen* sind kein individuelles Defizit, sondern Ausdruck struktureller Passungsprobleme. Geschlechter- und neurodiversitätssensible Jugend- und spezifisch auch Mädchen*sozialarbeit kann hier eine Schlüsselrolle einnehmen: als verlässliche Begleiterin, als Übersetzerin zwischen Lebenswelt und Institutionen und als fachpolitische Akteurin. Voraussetzung ist eine geschlechtersensible, intersektionale, mit Blick auf neuere medizinische Forschung, psychologische und pädagogische Erkenntnisse informierte sowie partizipative Fachlichkeit, die Suchbewegungen nicht verkürzt, sondern als Motor für Entwicklung, Teilhabe und strukturelle Veränderung versteht.

CHRISTIANE WEIDNER,

Sie arbeitet als Referentin für Mädchen*sozialarbeit und Koordination der verbandlichen Lobbyarbeit bei der BAG EJSÄ.

✉ weidner@bagejsa.de

Anmerkungen:

- 1 Stellungnahme der Bundesregierung zum 15. Kinder- und Jugendbericht, Drucksache 18/11050, S. 6.



EINSAMKEIT BEI JUGENDLICHEN BEGEGNEN

VON XENIA ROMADINA UND FELICIA HAIDL

Einsamkeit bei Jugendlichen ist ein Thema, das zunehmend an gesellschaftlicher, politischer und fachlicher Bedeutung gewinnt. Welche Rolle die Jugendsozialarbeit dabei spielt und welche Handlungsmöglichkeiten sich daraus ergeben, stand im Mittelpunkt der digitalen Fachveranstaltung „Einsamkeit bei Jugendlichen begegnen – Impulse für die Jugendsozialarbeit“, die im Dezember 2025 im Kooperationsverbund Jugendsozialarbeit stattfand. Mit 175 Teilnehmenden aus Praxis, Wissenschaft und Trägerlandschaft stieß die Veranstaltung auf großes Interesse.

Einsamkeit bedarf eines differenzierten Blicks

Einen zentralen fachlichen Impuls lieferte Prof. Dr. Ricarda Steinmayr, Mitautorin u. a. der Einsamkeitsstudie 2024 der Bertelsmann Stiftung. In ihrem Vortrag stellte sie den aktuellen Forschungsstand vor und ordnete Einsamkeit differenziert ein. Dabei machte sie deutlich, dass Einsamkeit nicht mit sozialer Isolation gleichzusetzen ist. Unterschieden wird zwischen sozialer Einsamkeit, d. h. dem Mangel an Zugehörigkeit zu Gruppen, und emotionaler Einsamkeit, die das Fehlen enger, vertrauensvoller Beziehungen beschreibt. Gerade diese emotionale Form betrifft Jugendliche besonders stark.

Die Ergebnisse der Studie zeigen zudem klare soziale Ungleichheiten auf. Jugendliche mit Einwanderungsgeschichte, mit niedrigem Bildungshintergrund sowie Nicht-Erwerbstätigkeit berichten deutlich häufiger von Einsamkeitserfahrungen. Einsamkeit wirkt dabei nicht nur als individuelles Gefühl, sondern hat weitreichende Folgen: Sie steht in Zusammenhang mit psychischer und physischer Gesundheit, Leistung und ökonomischen sowie politischen Folgen (einsame Menschen tendieren eher zu extremistischen Ansichten als nicht einsame Personen).

Einsamkeit ist in der Gesellschaft weiterhin stark tabuisiert, erfährt jedoch zunehmend politische Aufmerksamkeit. Prof. Dr. Steinmayr betonte, dass wirksame Maßnahmen gegen Einsamkeit auf verschiedenen Ebenen ansetzen müssen. Gesellschaftliche Teilhabe aller Gruppen zu fördern und sozialen Zusammenhalt zu stärken, sind dabei zentrale Voraussetzungen. Digitale Medien spielen dabei eine ambivalente Rolle: Während eine sehr intensive Nutzung Einsamkeit verstärken

kann, bieten digitale Räume gleichzeitig Möglichkeiten für Austausch, Zugehörigkeit und Unterstützung – insbesondere für junge Menschen mit eingeschränkten Teilhabemöglichkeiten. Daher sind auch Angebote zur gesunden Mediennutzung sinnvoll.

Auch weniger beachtete Arbeitsbereiche wie die Fansozialarbeit in Fanprojekten kamen beim DJHT zu Wort. Die Präsentation der Fansozialarbeit durch das AWO-Fanprojekt Chemnitz brachte den Raum an seine Aufnahmegrenzen – dieses Bild war beim 18. DJHT allerdings fast die Regel. Die Präsentation der Fansozialarbeit durch das AWO-Fanprojekt Chemnitz zeigte eindrücklich, wie Jugendsozialarbeit auch in subkulturellen Räumen wirkt – mit Street-Art-Ausstellungen und Graffitiaktionen als Ausdruck jugendlicher Lebenswelten. Die Fansozialarbeit steht exemplarisch für die kreative und lebensnahe Ausrichtung der Jugendsozialarbeit – ein oft unterschätzter Bereich mit großem Potenzial. Und es zeigt zugleich: Solche Projekte sind essenziell, um junge Menschen dort zu erreichen, wo sie sich aufhalten.

Modellprojekt „Inspire YOUth“

Im zweiten Teil der Veranstaltung gaben Sozialarbeiterin Anna Lottermoser und Soziologe Dr. Janosch Schobin Einblicke in das Modellprojekt „Inspire YOUth“, das präventiv gegen Einsamkeit wirkt und bereits im Grundschulalter ansetzt. Anhand von Aussagen befragter Kinder zeigt sich, dass diese bereits in jungem Alter Einsamkeit erleben und mit verschiedenen Copingstrategien darauf reagieren. Während einige beziehungsre-

„Jugendsozialarbeit bietet niedrigschwellige Zugänge, kann Vertrauen aufbauen und junge Menschen (...) begleiten.“

gulative oder selbstregulierende Strategien anwenden, reagieren andere mit Gewalt oder einem Shutdown. Das Projekt setzt daher an dem Punkt an, Kinder im produktiven Umgang mit Einsamkeit zu stärken. Zudem fördert es soziale und emotionale Kompetenzen, bricht negative verzerrte Sozialkognition auf und stärkt soziale Beziehungen.

Autor*innen:
XENIA ROMADINA
IN VIA Akademie, Fachbereich Soziale Arbeit
✉ x.romadina@invia-akademie.de

FELICIA HAIDL
Referentin Jugendsozialarbeit bei der BAG ÖRT
✉ haidl@bag-oert.de

„Einsamkeit ist in der Gesellschaft weiterhin stark tabuisiert, erfährt jedoch zunehmend politische Aufmerksamkeit.“

Ansätze wie die „AG Glück“, in der Kinder reflektieren, was sie stärkt und ihnen guttut, wurden als gut übertragbar auf die Jugendsozialarbeit diskutiert. Gerade präventive, ressourcenorientierte Formate bieten hier großes Potenzial. Die Referent*innen betonten dabei, dass das Rad nicht neu erfunden werden müsse, sondern bewährte Best Practices und bestehende Strukturen besser genutzt statt neue hinzugefügt werden sollten. Zudem befanden sie maßgeschneiderte Aktionspläne sinnvoller als Pauschallösungen.

Fazit

In der abschließenden Fachdiskussion stand die Frage im Mittelpunkt:

Wie kann Jugendsozialarbeit Einsamkeit bei (benachteiligten) jungen Menschen wirksam begegnen? Deutlich wurde: Jugendsozialarbeit nimmt eine Schlüsselrolle ein, da sie niedrigschwellige Zugänge bietet, Vertrauen aufbauen kann und junge Menschen in Übergangs- und Krisensituationen begleitet. Zentral sind dabei langfristige Beziehungsarbeit, verlässliche Strukturen und die bewusste Thematisierung von Einsamkeit als gesellschaftlichem Phänomen – frei von Stigmatisierung.

Ein Ausblick: Die Aktionswoche „Gemeinsam aus der Einsamkeit“ findet vom 22. bis 28. Juni 2026 statt. Der Kooperationsverbund Jugendsozialarbeit wird dabei Jugendliche besonders in den Fokus rücken und eine eigene Veranstaltung planen. Weitere Informationen dazu folgen im Jahr 2026.

MEDIENTIPP

Im Käfig – Straßenfußball und Straßenkindheit in einem marginalisierten Quartier



Neu erschienen ist der Band „Im Käfig – Straßenfußball und Straßenkindheit in einem marginalisierten Quartier“ von Rudolph Meyer. In seiner **Streetwork-Ethnographie** untersucht Meyer Straßenfußball als soziale Praxis im Spannungsfeld von Kindheit, Männlichkeitsnormen und marginalisiertem Quartier. Die Studie eröffnet neue Perspektiven für die sportpädagogische Forschung und bietet zugleich praxisnahe Anknüpfungspunkte für die Offene Kinder- und Jugendarbeit. Erschienen ist das Buch 2025 bei Springer VS.

Softcover 84,99 Euro, E-book 66,99 Euro, oder in Bibliotheken auszuleihen, z. B. in der Zentral- und Landesbibliothek Berlin

<https://link.springer.com/book/10.1007/978-3-658-48257-2>



Ich und die Anderen



Wer bin ich und wer will ich sein? Bin ich anders? Bin ich „normal“? Wie kann ich „Ich“ sein? Fragen, die Jugendliche sich bei ihrer Selbstfindung stellen und die im Zusammensein mit anderen brisant werden können – in der Schule, bei Freunden, in den sozialen Netzwerken und in der Familie. Jugendliche, die als irgendwie anders empfunden werden, bewegen sich in einem Spannungsfeld. Sie können im positiven Sinn als „besonders“ gelten, werden oft toleriert, aber auch ignoriert, ausgegrenzt oder gemobbt.

In „Ich und die Anderen“ begleitet die Kamera Jugendliche bei ihrer Suche nach einer eigenen Identität. Wer wir sind, wird immer eine Frage sein, nie eine Antwort.

<https://www.planet-schule.de/schwerpunkt/ich-und-die-anderen/index.html>



Impressum

DREIZEHN
Zeitschrift für Jugendsozialarbeit
Ausgabe 35/2026, 19. Jahrgang
ISSN 1867-0571

Herausgeberin:
Bundesarbeitsgemeinschaft
Evangelische Jugendsozialarbeit e. V.
Auguststr. 80, 10117 Berlin
Tel.: 030 28 395 312
E-Mail: oeffentlichkeitsarbeit@bagejsa.de
Internet: www.bagejsa.de

V. i. S. d. P.:
Christine Lohn, Geschäftsführerin der
Bundesarbeitsgemeinschaft
Evangelische Jugendsozialarbeit e. V.

Redaktion:
Annemarie Blohm

Die DREIZEHN ist die einzige überregionale Fachzeitschrift für Jugendsozialarbeit in Deutschland. Sie ist ein gemeinsames Projekt der im Kooperationsverbund Jugendsozialarbeit organisierten Verbände und wird in Rechtsträgerschaft der BAG EJSA produziert und herausgegeben.

Redaktionsbeirat:
Annemarie Blohm, BAG EJSA
Claudia Linsel, Der Paritätische
Christine Lohn, BAG EJSA
Christian Shukow, AWO
Michael Scholl, BAG KJS
Bettina Szucik, Internationaler Bund
Pia Klein, BAG ÖRT
Dr. Birgit Reißig, Deutsches Jugendinstitut
Lutz Wende, OrganisationsBeratung

Beiträge von Autor*innen spiegeln deren persönliche Ansichten und Perspektiven wider. Sie entsprechen nicht zwangsläufig der offiziellen Meinung oder Position der Bundesarbeitsgemeinschaft Evangelische Jugendsozialarbeit.

Der Nachdruck von Beiträgen, auch auszugsweise, ist nur mit Genehmigung der Redaktion gestattet.

Gefördert durch das Bundesministerium für Bildung, Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMBFSFJ).

Alle Links im Heft wurden letztmalig im April 2026 geprüft.

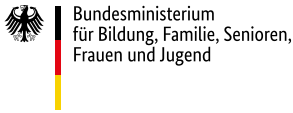
Gestaltung:
KontextKommunikation GmbH
Heidelberg/Berlin

Korrektur: Tom Seidel – Die Korrigierer

Druck: ABT Print und Medien GmbH

Bildnachweise:
Cover: istockphoto – Ulza
S. 4: istockphoto – Ridofranz
S. 9: istockphoto – urbazon
S. 14: istockphoto – fcaftodigital
S. 19: istockphoto – chrisboy2004
S. 23: istockphoto – Pressmaster
S. 25: Arkadius Lorfing
S. 26: Nadine Albrecht
S. 28: istockphoto – Oleg Elkov
S. 32: istockphoto – monkeybusinessimages
S. 36 – 39: Ulrike Rapp-Hirrlinger
S. 40: v. Bodelschwingsche Stiftungen Bethel
S. 42 – 43: Robert B. Fishman
S. 45: istockphoto – FG Trade
S. 50: Lioba Einhoff
S. 54: istockphoto – PixelsEffect
S. 59: istockphoto – EmirMemedovski
S. 63: Comic von OL

Gefördert von:



Mitglieder des Kooperationsverbund Jugendsozialarbeit:



Die gesetzlichen Grundlagen der Jugendsozialarbeit liefert das Kinder- und Jugendhilfegesetz (§ 13 SGB VIII), das den Anspruch junger Menschen auf angemessene Förderung formuliert.

KOOPERATIONSVERBUND JUGENDSOZIALARBEIT

Im *Kooperationsverbund Jugendsozialarbeit* haben sich die *Arbeiterwohlfahrt* (AWO), die *Bundesarbeitsgemeinschaft Evangelische Jugendsozialarbeit* (BAG EJSA) und die *Bundesarbeitsgemeinschaft Katholische Jugendsozialarbeit* (BAG KJS), die *Bundesarbeitsgemeinschaft örtlich regionaler Träger der Jugendsozialarbeit* (BAG ÖRT), der *Internationale Bund* (IB) und *DER PARITÄTISCHE Gesamtverband* (DER PARITÄTISCHE) zusammengeschlossen.

Sein Ziel ist es, die gesellschaftliche und politische Teilhabe von benachteiligten Jugendlichen zu verbessern.

BUNDEARBEITSGEMEINSCHAFT EVANGELISCHE JUGENDSOZIALARBEIT E. V.

Redaktion DREIZEHN
Auguststr. 80, 10117 Berlin
Tel.: 030 28 395 312
oeffentlichkeitsarbeit@bagejsa.de
www.bagejsa.de

